



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 19, Nr. 6 June 15, 1966

Köln: Bund-Verlag, June 15, 1966

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts

6

Köln, 15. Juni 1966 . 19. Jahrgang . Preis 50 Pfennig . G 1394 E

Foto: Clipue/Bauer



Die politische Jugend begrüßt offensive Deutschlandpolitik

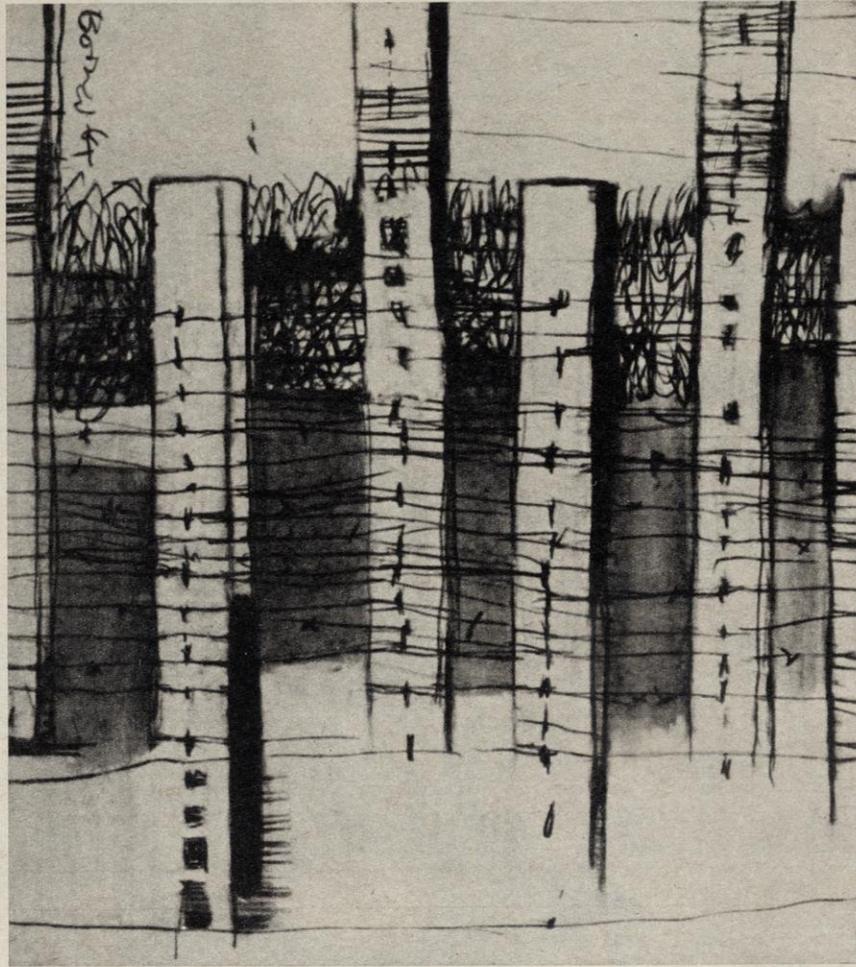
Von Christian Götz

Der begonnene Disput zwischen den politischen Kräften diesseits und jenseits von Mauer und Stacheldraht hat bereits jetzt in den beiden Teilen Deutschlands erhebliche Wirkungen gezeigt. Unabhängig von der weiteren Entwicklung steht eindeutig fest, daß sich für die Zukunft die Voraussetzungen und das Klima für alle weiteren Wiedervereinigungsdiskussionen entscheidend verändert haben. Es wird nicht möglich sein, das Rad zurückzudrehen bis zu dem Zeitpunkt vor der Initiative der SPD. Dieser Einsatz hat sich also auf jeden Fall gelohnt.

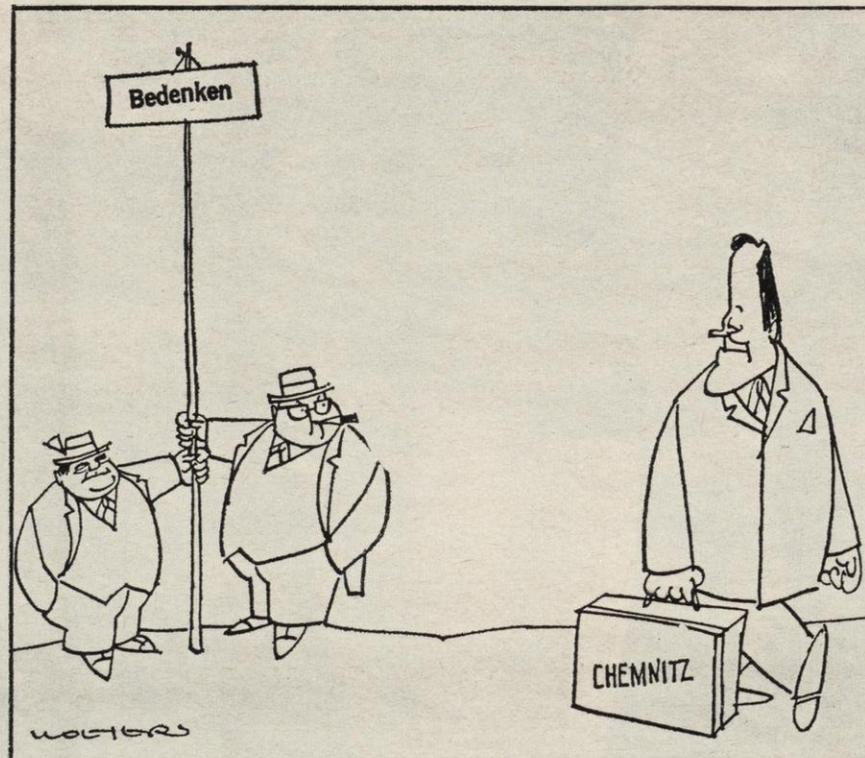
Durch die Publizierung des ersten „Offenen Briefes“ der SPD im SED-Zentralorgan hatte die Bevölkerung in Mitteldeutschland zum erstenmal seit 20 Jahren die legale Möglichkeit, in unveränderter und ungekürzter Form die Argumente einer freien und demokratischen Partei kennenzulernen. An diesem Erfolg der sozialdemokratischen Initiative kann nicht herumgedeutelt werden. (Daß mit Recht von einem großen Erfolg gesprochen werden kann, ist auch aus der Tatsache abzulesen, daß die SED den zweiten Brief nur verstümmelt veröffentlichte.) Ergebnis ist, daß z. B. über die Mauer und die Reisebeschränkungen offener als jemals in den letzten Jahren diskutiert wird. Die SED ist gezwungen, sich dieser Diskussion zu stellen. So organisierte sie während der Osterfeiertage z. B. in mehr als 100 Orten gesamtdeutsche Gespräche, zu denen als Teilnehmer die in diesen Tagen recht zahlreichen Besucher aus der Bundesrepublik eingeladen wurden. Bei allen Veranstaltungen wurden lebhaft und leidenschaftliche Diskussionen geführt, bei denen die SED-Sprecher zumeist in die Defensive gedrängt wurden. Nach Korrespondenten- und Zeitungsberichten soll es auch innerhalb des SED-Zentralkomitees zu Spannungen gekommen sein. Dort hatte man – wie hätte das auf Grund der bis dato gesammelten Erfahrungen auch anders sein sollen – offensichtlich nicht damit gerechnet, daß die SPD den „Offenen Brief“ der SED beantwortet und auch auf den Vorschlag des Redneraustausches positiv und mit konkreten Orts- und Zeitangaben reagieren würde.

Ich will mich auf diese wenigen Anmerkungen zu den Auswirkungen des begonnenen Disputs in Mitteldeutschland beschränken. Sie sind ausreichend, weil darüber in unseren Publikationsorganen ausführlich – zum Teil in triumphierender und der Sache sicherlich nicht immer dienender Form – berichtet wird. Mir scheint diese Perspektive falsch. Man darf den Disput nicht nur unter dem Gesichtswinkel der Auswirkungen in Mitteldeutschland sehen und werten. Das wäre auch objektiv falsch. Die Auswirkungen in der Bundesrepublik sind nämlich zumindest genauso groß, wenn nicht größer.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bundesverlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: dumont presse, Köln



Zeichnung: Karl F. Borneff



„Viel Glück, Willy! Wir halten dir die Stange!“

ber. Als Merkmale wurden bereits die veränderte politische Klima und die langsam anbahnende „Enttabuisierung“ genannt.

Es gehörte bisher zum Standardrepertoire jedes Politikers, seine uneingeschränkte Bereitschaft zur geistigen Auseinandersetzung mit den Kommunisten zu unterstreichen. Für nicht wenige war es einfach, dieses Bekenntnis immer wieder abzulegen, da sie nicht ernsthaft mit der Möglichkeit rechnen mußten, ihr auch Taten folgen zu lassen. Das hat sich geändert. Eine tatsächliche geistige Auseinandersetzung wird gewiß schwieriger sein, als „über die Mauer“ (im doppelten Sinne gemeint) zu reden.

Auch die sog. „gemeinsame Haltung der Parteien in den Grundfragen deutscher Politik“ muß sich in diesen Monaten bewähren. In der Vergangenheit bestand die Gemeinsamkeit nicht selten darin, gemeinsam Tabus aufrechtzuerhalten, falsche Illusionen zu nähren und keine neuen Ideen zu diskutieren. In der konkreten politischen Situation darf die Gemeinsamkeit nur so interpretiert werden, daß die politischen Parteien alles in ihrer Kräfte stehende tun, damit der begonnene Disput auf jeden Fall fortgesetzt wird. Es wäre gegenüber dem gesamten deutschen Volk unverantwortlich, wenn die Parteien in der Bundesrepublik durch maßlose Auseinandersetzungen untereinander der SED einen Vorwand liefern würden, den Disput, der mehr Risiken für sie als für uns in sich birgt, von sich abbrechen. Hinzu käme, daß dadurch unser Ansehen in West und Ost gleichermaßen leiden würde.

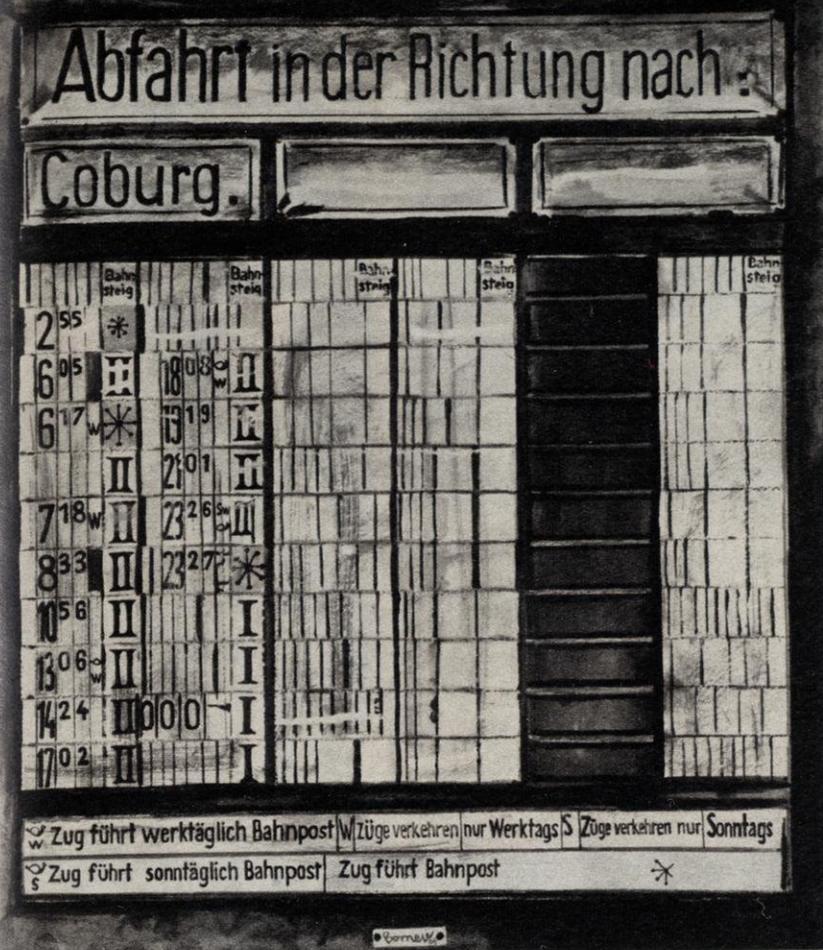
Diffamierungen müssen zurückgewiesen werden

Es bedeutet keine einseitige parteipolitische Stellungnahme, daß man es scharf verurteilt, wenn einzelne CDU-Politiker der SPD im Zusammenhang mit ihrer Deutschland-Initiative falsche Absichten unterstellen. Der führende CDU-Politiker und nordrhein-westfälische Arbeitsminister Grundmann brachte die Initiative der SPD z. B. mit dem Landtagswahlkampf in Nordrhein-Westfalen in Zusammenhang. Der Vorsitzende der Jungen Union und CDU-Bundestagsabgeordnete Egon Klepsch war so infam, daß die SPD Volksfront-Tendenzen zu unterstellen. In diesem Zusammenhang muß genauso hart kritisiert werden, daß begrüßenswerte Maßnahmen der Bundesregierung, wie die zitierte Friedensnote, durch Äußerungen eines Regierungsmitgliedes abgewertet werden. Verkehrsminister Seehofer hatte sich bekanntlich von einer der wesentlichsten Feststellungen der Note, nämlich daß die Bundesrepublik Deutschland keine territorialen Forderungen gegenüber der Tschechoslowakei erhebe, distanziert. Dieser Politiker zeichnet sich seit Jahren dadurch aus, daß er sein Regierungsamt nicht von seiner Funktion als Vorsitzender der Sudetendeutschen Landsmannschaft zu trennen vermag. Er sollte durch den Bundeskanzler endlich dazu gezwungen werden, sich eindeutig für das eine oder das andere zu entscheiden.

Zu den wesentlichen Auswirkungen des Disputes in diesem Teile Deutschlands gehört auch, daß der Regierung und den Parteien immer zwingender die Notwendigkeit einer klaren politischen Konzeption für die Wiedervereinigung bewußt wird. Diese muß schon deshalb erarbeitet werden, weil die SED mit Sicherheit über eine eigene Konzeption verfügt und sie bei gesamtdeutschen Veranstaltungen präsentieren wird.

Maßvolle Prügel

Von Gert Lütgert



Zeichnung: Karl F. Borneff

„Antikommunismus“ ist kein Rezept – wir müssen zu sachlichen und nüchternen Diskussionen bereit sein.

In den vergangenen 20 Jahren ist in der Bundesrepublik der sogenannte „Antikommunismus“ großgeschrieben worden. Das ist – wie beabsichtigt – natürlich nicht ohne Folgen geblieben. Ein großer Teil der Bevölkerung der Bundesrepublik lehnt „den Kommunismus“ und „die Kommunisten“ ab. Diese Ablehnung ist in den meisten Fällen nicht auf eine geistige Auseinandersetzung und damit auf eigene politische Erkenntnisse zurückzuführen. Es ist vielmehr ein gefühlsmäßiges „Gegen-Engagement“ vorhanden. Dieses wird es auf unserer Seite vielen Bürgern und Politikern erschweren, sich bei gesamtdeutschen Disputen sachlich und nüchtern mit der SED und ihren Argumenten auseinanderzusetzen. Gerade alle führenden Politiker sind jetzt aber verpflichtet, entsprechende Selbstdisziplin zu üben und auch unsere Bevölkerung dazu aufzurufen. Das gilt gerade auch für heikle politische Fragen. Hier sollen nur zwei Beispiele genannt werden.

Politiker, die der neuen Situation in der Deutschlandpolitik sehr kritisch oder sogar generell ablehnend gegenüberstehen, betonen immer wieder, daß die SED bei einem möglichen Disput sowieso nur das Ziel der staatlichen Anerkennung verfolge. Deshalb seien Briefwechsel und Redneraustausch sinnlos. Mit solchen Argumenten wird an die zitierten gefühlsmäßigen Ressentiments appelliert. Dabei wäre es doch völlig illusionär, anzunehmen, daß die SED plötzlich das erste Ziel ihrer Politik aufgeben würde. Von genau großer Bedeutung ist doch, daß wir unser Ziel kennen und konsequent verfolgen. Die SPD hat beispielsweise immer wieder unterstrichen, daß

es ihr in erster Linie darum geht, nach Chancen für die Milderung der menschlichen Folgen der Spaltung zu suchen. Das zweite Beispiel ist zugegeben heikler, weil hier verständlicherweise Gefühle ins Spiel kommen. Es ist richtig und notwendig, wenn von unserer Seite immer wieder auf die Unmenschlichkeit des Schießbefehls hingewiesen wird. Es ist aber leider unreal, als Voraussetzung für den Disput mit der SED die Beseitigung des Schießbefehls zu fordern. Eine zentrale Zielsetzung des Disputs besteht ja gerade darin, die SED zur Zurücknahme des Schießbefehls, der auch von der Bevölkerung Mitteldeutschlands nicht gebilligt wird, zu veranlassen. Ohne den angestrebten Disput sind so gut wie gar keine Chancen zur Lösung dieser entscheidenden Frage vorhanden.

Aufgaben der politischen Jugend

Dieser Bericht hat verdeutlicht, daß – und zwar unabhängig von dem letztlichen Ausgang – tatsächlich ein neuer Abschnitt in der gesamtdeutschen Politik begonnen hat. Es soll nicht verschwiegen werden, daß es sich zugleich um eine sehr schwierige Periode handelt. Diese Schwierigkeiten dürfen uns aber auf gar keinen Fall davon abhalten, auf dem jetzt begonnenen Weg weiterzugehen. Die politisch engagierte junge Generation sollte dabei im Rahmen ihrer Möglichkeiten nach besten Kräften mithelfen. Dazu gehört, daß sie sich eindeutig zu der „neuen Politik“ bekennt und sich mit ihr im Rahmen ihrer Verbandsarbeit und in ihren eigenen Publikationsorganen auseinandersetzt. Außerdem sollte sie sich verstärkt und umfassend auf die geistige Auseinandersetzung mit jungen Kommunisten vorbereiten. Dadurch leistet sie einen wesentlichen Beitrag zur Realisierung der Wiedervereinigungsforderung unseres Grundgesetzes.

Wo gibt's denn so was? Müssen wir uns wirklich in der Berufsschule von den Lehrern verprügeln lassen? Diese Frage haben sich viele Berufsschüler gestellt als sie in den Zeitungen von einem Kultusminister lasen, der vor dem Landtag erklärte, daß eine Züchtigungsbefugnis der Lehrkräfte an Berufsschulen kraft Gewohnheitsrecht bestehe. Ja, so was gibt's, und zwar im Saarland. Staatsminister Walter Scherer (CDU) wies dabei auf das ehemalige Reichsgericht hin, welches dieses „Gewohnheitsrecht“ mehrfach bejaht habe. Allerdings soll die „Züchtigungsbefugnis“, wie dieses angebliche „Recht“ im „Behördendeutsch“ vornehmerweise genannt wird, maßvoll ausgeübt werden.

Aus diesen Äußerungen ist zu schließen, daß die Regierung des Saarlandes solche Praktiken billigt. Denn sonst könnte sie, wie etwa die hessische Landesregierung, die Prügelstrafe in den Schulen verbieten. Daß hin und wieder ein Lehrer seinen Schüler schlägt und damit beweist, daß er kein Erzieher, sondern allenfalls ein miserabler Pauker ist, damit muß man rechnen. Daß aber der höchste, für die Erziehung verantwortliche Beamte eines Landes derartige Rückfälle in den Obrigkeitsstaat auch noch billigt, das kann einfach nicht hingenommen werden. Auf Hinweise, daß die Züchtigung maßvoll zu sein habe, können wir uns nicht einlassen. Wer bestimmt, was maßvoll und angemessen ist? Doch der, der auch schlägt!

Preußische Könige haben brandenburgische Bauernburschen zu disziplinierten Soldaten geprügelt. Mit Hilfe des Rohstocks sind vielen Generationen Einmal-eins, Alphabet und Katechismus eingebleut worden. Wir müssen heute dafür sorgen, daß endlich die Restbestände dieser Methoden, eines auf Befehl und Gehorsam beruhenden Obrigkeitsstaates, abgelöst werden. Die Gewerkschaftsjugend ist mit allen fortschrittlichen Pädagogen und Politikern einig: Die Prügelstrafe widerspricht dem Geist unserer Verfassung. Sie verletzt die Würde des Menschen.

Gewohnheitsrecht hin – Gewohnheitsrecht wird noch lange nicht dadurch annehmbar, daß man sie lange genug praktiziert. Die Gewerkschaften, als Sprecher der arbeitenden Jugend, werden dafür sorgen müssen, daß sich die Freunde der Prügelstrafe ihr „Gewohnheitsrecht“ abgewöhnen. Es gibt da einige Möglichkeiten: Da hätten wir den Paragraphen 223 des Strafgesetzbuches. Eine Züchtigung ist auch eine Körperverletzung. Und damit strafrechtlich zu verfolgen. (Es kann nicht ganz ohne Ironie festgestellt werden, daß wir uns hier eines auch nicht gerade fortschrittlichen Gesetzes aus dem vergangenen Jahrhundert bedienen müssen, um der noch antiquierteren Prügelstrafe Herr zu werden.) Auch eine Schadensersatzklage nach § 823 des Bürgerlichen Gesetzbuches ist möglich. Da sich die Berufsschüler fast ausnahmslos in einem Arbeitsverhältnis befinden, sind sie unserer Meinung nach auch noch zusätzlich durch den § 43 des Jugendarbeitsschutzgesetzes vor körperlicher Züchtigung geschützt. Was von Montag bis Donnerstag im Betrieb Unrecht ist, kann nicht freitags in der Berufsschule auf einmal rechtens sein.

Machen wir es uns zu leicht? Schießen wir mit Kanonen auf Spatzen? Für uns ist das eine Grundsatzfrage, in der wir keinen Kompromiß eingehen können. Was würde man denn sagen, wenn demnächst ein Verkehrsminister vorschläge: Wer bei Rot über die Straße geht, bekommt

eins mit dem Gummiknüppel übergezogen. Das würde wohl keiner für vernünftig halten. Aber in der Berufsschule sollen wir die gleiche Methode billigen? Es gibt da überhaupt noch einige andere interessante Parallelen. In den Ländern, in welchen die Schulverhältnisse am schlechtesten sind, ist man auch für die Prügelstrafe. Auch in Bayern ist sie gestattet. (Eine Untersuchung aus dem Jahre 1964 besagt, daß rd. 80% aller bayerischen Volksschüler von ihren Lehrern geprügelt werden.) Prügelstrafe in den Schulen, geistige Bevormundung durch die Aktion saubere Leinwand, Schreiereien nach Wiedereinführung der Todesstrafe, Militarisierung des öffentlichen Lebens durch Notstandsgesetze und Bewunderung der Verhältnisse in Spanien und Portugal, das ist alles ein Treppenhäus. Diese ganze Richtung paßt uns nicht.

Wir wollen kritische Staatsbürger, welche in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens unter menschenwürdigen demokratischen Bedingungen leben.

Die 32. Vollversammlung des DBJR erklärt:

Mit großer Besorgnis beobachtet der Deutsche Bundesjugendring (DBJR) die Sammlungsbestrebungen nationalistischer Kräfte in der Bundesrepublik, die Teilerfolge der NPD und die Entwicklung der rechts-extremen Publikationsorgane. Der DBJR verurteilt mit Entschiedenheit die Stellungnahmen solcher Kreise zur Kriegsschuldfrage, zu den Kriegsverbrecherprozessen, zum Problem der ausländischen Arbeitnehmer, zur Entwicklungshilfe und zu den Beziehungen mit dem Staat Israel und unseren jüdischen Mitbürgern in Deutschland. Die im DBJR zusammengeschlossenen Jugendverbände und Landesjugendringe fordern nachdrücklich die demokratischen Parteien auf, alles zu tun, um zu verhindern, daß nationalistische Kräfte in unserem Lande noch einmal salonfähig werden. Insbesondere bittet der DBJR alle verantwortlichen Persönlichkeiten und Organisationen unserer Gesellschaft, denen die Festigung der demokratischen Ordnung und ein partnerschaftliches Verhältnis mit allen Völkern ein Anliegen sind, den Appell an die politische Vernunft höher zu stellen als die Weckung von Emotionen, die nach aller geschichtlichen Erfahrung und angesichts des geteilten Deutschlands dem Engagement der Bürger für die Demokratie hinderlich sind. Niemand soll sich durch das Lippenbekenntnis der Unbelehrbaren zur Demokratie täuschen lassen. Es wird Aufgabe aller Gutwilligen in der Bundesrepublik sein, dafür zu sorgen, daß die junge Generation keine nationalistische Vorstellung übernimmt und ihr Wille zur verantwortlichen Mitarbeit an der Demokratie gestärkt wird. Die Jugendverbände werden ihrerseits beharrlich ihre Bemühungen im Bereich der politischen Bildungsarbeit fortsetzen und sich dabei verstärkt mit den schwierigen Fragen von Heimat, Volk, Nation und Vaterland auseinandersetzen. Der DBJR ist der Überzeugung, daß die Klärung dieser Begriffe nicht ersetzt werden kann durch den Appell an nationale Gefühle und Vorurteile.



Parlament der Arbeit

7. Ordentlicher
Bundeskongreß des
Deutschen
Gewerkschaftsbundes



Die große Debatte



Wenn, wie Innenminister Lücke einige Tage vor dem Kongreß des DGB sagte, noch zwei Jahre über die Notstandsgesetze diskutiert werden soll, dann hat er damit zugegeben, daß die breite Öffentlichkeit in unserer Bundesrepublik längst nicht genügend aufgeklärt ist. Wenn er fast gleichzeitig erklärte, daß manche Politiker bei Kenntnis der Schubladengesetze erleichen würden, was wohl ein Schuß vor den Bug des DGB-Kongresses sein sollte, so hatte er damit der Phantasie breiten Spielraum gegeben. Droht die Todesstrafe im Notfall? Sollen die Gegner der Notstandsgesetze verhaftet werden? Sollen sie in Lager eingesperrt werden? Sollen die Grundgesetze gänzlich außer Kraft gesetzt werden?

600 evangelische Pfarrer und fast 400 Professoren, darunter eine Reihe Nobelpreisträger, hatten vor dem Kongreß die Delegierten gebeten, die Notstandsgesetze als eine Gefahr für die

Demokratie in der Bundesrepublik abzulehnen. Viele andere Mütter und Väter, Studenten und andere junge Menschen hatten im gleichen Sinn geschrieben. Angst, heilsame Angst vor der Entwicklung unserer Bundesrepublik bewegte diese Menschen – und bewegt sie heute noch.

Es sollte dennoch kein Notstandskongreß werden, denn zu viele Fragen unserer gesellschaftlichen und sozialen Entwicklung, die in vielen Anträgen und Entschlüssen ihren Niederschlag fanden, sollten gründlich behandelt werden. Der Schauspieler Hans Söhnker hatte das Gedicht „Träume“ von Günter Eich vorgelesen, in dem es heißt: „Seid Sand im Getriebe! Seid unbequem! Nein, schlaft nicht, während die Ordner der Welt geschäftig sind! Seid mißtrauisch gegen ihre Macht, die sie vorgeben, für euch erwerben zu müssen.“ Dann stand der Bundespräsident am Rednerpult. Er hielt keine Begrüßungsrede, sondern

seine schlechte Rede war eine einzige Mahnung an die Delegierten, ihre Zustimmung zu den Notstandsgesetzen zu geben. Unruhe und Murren begleitete seine Rede. Der Notstand stand an erster Stelle des Kongresses.

Vielleicht war es gut so, denn die Debatte über die Notstandsgesetze kann dem DGB nur zur Ehre gereichen. Es war eine niveauvolle Diskussion, in der man immer wieder, trotz verschiedener Auffassungen über den richtigen Weg, die Sorge um unseren demokratischen Staat herausspürte, aber auch, daß die Redner Kollegen sind. Wo, so darf gefragt werden, führt man heute noch solche Diskussionen?

Die Zustimmung zu den Notstandsgesetzen wurde mit 251 gegen 182 Stimmen abgelehnt.

Gesetze zum Inneren Notstand wurden von beiden Richtungen abgelehnt. Und es kam auch zum Ausdruck, daß die Gewerkschaften diesen Staat und ihre

Existenz gegen alle diktatorischen Bestrebungen mit Zähnen und Klauen verteidigen werden. So war die Diskussion insgesamt auch eine Mahnung an diejenigen, die die im Grundgesetz verbürgten Menschenrechte am liebsten abschaffen würden.

Viele Pressestimmen gefielen sich darin, in dem Beschluß des Kongresses eine Schwächung des DGB zu sehen. Dazu kann nur gesagt werden, daß sie diesen DGB nicht kennen. Er kann verschiedene Meinungen verkraften, ohne die Solidarität der vielen Millionen, die sich zum gleichen Ziel verbunden haben, zu verlieren. Die Diskussion über die Notstandsgesetze ist nicht zu Ende, zu Ende ist auch nicht der Kampf um diese Republik, die nur bestehen kann, wenn der soziale Rechtsstaat, der im Grundgesetz verbürgt ist, Wirklichkeit wird.

Hans Dohrenbusch

Die angenommene Entscheidung



Gast aus Afrika im Gespräch mit Franz Eichinger und Herbert Tulatz

Aloys Wörle und Hans Mayr im Gespräch



Warum so heftig?, denkt Werner Vitt



Parlament der Arbeit

Günter Stephan, der mit seiner Abteilung Organisation den Kongreß vorbildlich organisiert hatte, gab den Geschäftsbericht über die Abteilung Jugend, in dem er das vielseitige Bild der Jugendarbeit aufzeichnete, insbesondere das längst fällige Berufsausbildungsgesetz forderte, Anklage gegen die mehr als mangelhafte Anwendung des Jugendarbeitsschutzgesetzes erhob, leider aber auch berichten mußte, daß von Kongreß zu Kongreß die Zahl der Jugendlichen unter 21 Jahren um 70000 gesunken ist. Bedauerlich ist, daß über diesen Tatbestand nicht diskutiert wurde, denn im Grunde geht das Absinken jugendlicher Mitglieder ja an den Nerv der Gewerkschaften. Leider waren auch nur fünf der Delegierten unter 30 Jahren. Ein Pflichtdienstjahr für Mädchen, das von gewissen Kreisen in der Bundesrepublik immer und immer gefordert wird, wurde einstimmig abgelehnt. Angenommen wurde ein Antrag zur Herabsetzung des Wahlalters auf 18 Jahre. Ferner ein Antrag der Postgewerkschaft, der die Herabsetzung der Wehrpflicht von 18 auf 12 Monate forderte. Selbstverständlich, daß die Delegierten sich für die endliche Verabschiedung eines modernen Berufsausbildungsgesetzes einsetzten und Kritik an der Praxis des Jugendarbeitsschutzgesetzes übten und für Bildungsurlaub eintraten.

Es liegt in der Tradition der Gewerkschaftsbewegung, daß sie für Abrüstung und Frieden in der Welt eintritt; so wurden Anträge für Frieden in Vietnam, für allgemeine Abrüstung und Verbot der Atomwaffen angenommen. Die kämpfende Opposition in Spanien wurde begrüßt. Einstimmig wandten sich die Delegierten gegen reaktionäre und chauvinistische Verhetzung, insbesondere gegen die „National- und Soldatenzeitung“, und forderten, daß die Verfassungsmäßigkeit der Nationaldemokratischen Partei Deutschlands (NPD) auf ihre Verfassungswidrigkeit überprüft werden muß. Jedenfalls kann kein Mitglied der NPD Mitglied der Gewerkschaften sein.

Der Redneraustausch zwischen SPD und der SED wurde begrüßt. Ein Antrag der IG Metall besagt u. a.:

„DGB und Gewerkschaften sollen Informationsreisen durchführen, um in eigener Anschauung die Lebensbedingungen und die politischen Verhältnisse in den osteuropäischen Ländern kennenzulernen und zugleich vorhandene Klischees über politische Verhältnisse in der Bundesrepublik abbauen zu helfen.“ Der Antrag wurde gegen nur zehn Stimmen angenommen. Einstimmig wurde eine Entschließung zur Ausweitung der qualifizierten Mitbestimmung angenommen, in der es u. a. heißt:

„Der 7. Bundeskongreß des DGB wendet sich entschieden gegen alle Maßnahmen, die dieses Mitbestimmungsrecht weiterhin aushöhlen. Er fordert darüber hinaus die Ausdehnung der qualifizierten Mitbestimmung auf die großen Kapitalgesellschaften aller übrigen Wirtschaftsbereiche. Für Großunternehmen, die nicht in der Rechtsform der Kapitalgesellschaft betrieben werden, muß der Gesetzgeber in Zusammenhang mit der Reform des Unternehmerverfassungsrechts die Voraussetzungen zur Einführung der qualifizierten Mitbestimmung schaffen.“ Allgemein waren die Anträge und Entschließungen ein Katalog von Forderungen, die die Gewerkschaften noch an unseren Staat zu stellen haben. Willy Brandt zitierte in seiner Begrüßungsansprache John F. Kennedy: „Wie frei und demokratisch ein Staat ist, zeigt sich daran, wie unbequem die Gewerkschaften der Regierung werden können.“

Von 439 abgegebenen Stimmen sprachen sich auf dem Bundeskongreß in Berlin 251 für und 182 gegen die Entschließung zum Notstand und Notdienst aus, die von der IG Metall vorgelegt worden war. Vier Delegierte hielten sich der Stimme, 2 Stimmentel waren ungültig. Die vom Kongreß angenommene Entschließung, die den Kurs des DGB in der Notstandsgesetzgebung bestimmt, hat folgenden Wortlaut:

Der 7. Ordentliche Bundeskongreß bekräftigt die 1962 auf dem DGB-Kongreß in Hannover gefaßten Beschlüsse zur Notstands- und Notdienstgesetzgebung. Er stellt mit Befriedigung fest, daß die Bundesregierung mit ihrer seit Jahren verfolgten verfassungsändernden Notstandsgesetzgebung und der Einführung einer allgemeinen Dienstverpflichtung bisher nicht zum Ziele gekommen ist und sieht darin nicht zuletzt einen Erfolg der gewerkschaftlichen Haltung.

Die Gewerkschaften lehnen auch weiterhin jede Notstandsgesetzgebung ab, welche die demokratischen Grundrechte einschränkt und besonders das Versammlungs-, Koalitions- und Streikrecht der Arbeitnehmer und ihrer gewerkschaftlichen Organisationen bedroht. Nach wie vor wenden sie sich vor allem gegen eine allgemeine Dienstverpflichtung und die dafür erforderliche Abänderung des Artikels 12 Absatz 2 des Grundgesetzes, der eine allgemeine Zwangsarbeit verbietet.

Die Bundesregierung wendet schon jetzt mit den sogenannten Schubladenverordnungen ein Verfahren an, das sich außerhalb der Verfassung bewegt; bei diesen Verordnungen handelt es sich um einschneidende geheime Bestimmungen, die teilweise schon heute bei den Länder- und Gemeindebehörden unter Verschuß liegen, um notfalls auf Anordnung der Bundesregierung schlagartig in Kraft gesetzt zu werden. Diese Praxis beweist, wie wichtig es ist, daß die Exekutive keine Vollmachten erhält, die es ihr gestatten, unter Umgehung der Legislative die Rechte des einzelnen und gesellschaftlicher Gruppen zu beschneiden.

Der 7. Bundeskongreß des DGB bekräftigt die Entschlossenheit der Gewerkschaften, die Grundrechte und die Prinzipien des Grundgesetzes gegen jeden Angriff zu verteidigen. Er erinnert die Abgeordneten des Bundestages an ihre demokratische Verantwortung und fordert sie auf, im Bunde mit den Gewerkschaften, den Vertretern der Wissenschaft und anderen demokratischen Kräften allen weiteren Versuchen entgegenzutreten, Grundrechte im Wege der Notstands- und Notdienstgesetzgebung einzuschränken.

Die Gewerkschaften im sozialen Rechtsstaat



Aus dem Referat von Ludwig Rosenberg

Die bisherigen Mitglieder des Geschäftsführenden Vorstandes des DGB wurden alle wiedergewählt

Die Gewerkschaften sind die Interessenvertretung der Arbeitnehmer, das ist gewiß; aber sie sind nicht nur Vertreter der Arbeitnehmerinteressen in bezug auf die Arbeitnehmerfunktion, sondern auch dort, wo die Arbeitnehmer in ihren Interessen als Bürger einer Gemeinschaft betroffen werden. Die Mitglieder der Gewerkschaften erwarten von ihren Gewerkschaften sehr viel mehr als nur die Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen; und die Gewerkschaften handeln danach: weil ihre Mitglieder es so wollen.

Sie allein bestimmen Aufgaben und Ziele ihrer Organisation im Rahmen der bestehenden öffentlichen Ordnung. Aber niemals in dem Rahmen, den ihnen andere – Nichtmitglieder – zurechtzimmern möchten.

Sie sehen ihre Aufgaben weitergespannt als die reinen Interessenverbände, und sie haben guten Grund dazu. Und so ist es auch nicht nur das Recht – nein, es ist die Pflicht der Gewerkschaften, wachsam zu sein gegen alle Bestrebungen und Versuche, die Demokratie in diesem Lande auszuhöhlen, sie zu unterwandern, sie zu mißbrauchen, sie ihres wahren und echten Inhalts zu berauben. Es ist nicht nur das Recht, sondern die Pflicht der Gewerkschaften, alle jene Tendenzen zu bekämpfen, die wieder einmal mit Lüge, Verleumdung und Hinterlist totalitäre Gedanken, Haß und nationalen Größenwahn verbreiten. Und es ist ihre Pflicht, den Anfängen entgegenzutreten – jenen Anfängen, die dann wieder einmal in Grauen, Schrecken und Mord enden werden. Wir beklagen mit gutem Grund und vollem Recht, daß dieser Staat und dieses Volk zwar sehr klar die Gefahren erkennt, die kommunistischer Totalitarismus unserer Freiheit und Demokratie bedeuten kann, aber die Gefahren des Rechtsradikalismus nicht sehen will und bagatellisiert. Wir wissen, daß dieses Volk weit mehr anfällig ist für die Pest des Nazismus, als für die Unterwanderung durch die Freunde Ulbrichts. Und wir verlangen mit vollem Nachdruck und aller Verantwortung, die wir für diesen Staat und dieses Volk fühlen, daß unser Parlament, unsere Regierung und unsere Justiz rücksichtslos unsere Freiheit und Demokratie gegen jede Bedrohung – auch gegen die von rechts – wirksam schützt. Denn wir wollen nicht noch einmal erleben, daß die demokratischen Spielregeln von Falschspielern mißbraucht werden, um die Demokratie und die Demokraten zu ermorden.

Die große Bewegung, die sich Gewerkschaften nennt, kann nicht zufrieden sein mit einer Gesellschaft und einer Wirtschaft, in der der materielle Wohlstand zum einzigen Maßstab allen Tuns gemacht wird. Sie kann nicht zufrieden sein mit einem Staat, in dem die Mehrzahl der Bürger an den großen Aufgaben der Allgemeinheit nur dann Anteil nimmt, wenn sie selbst direkt davon betroffen werden.

Diese Bewegung kann nicht zufrieden sein mit einer Welt, in der ständig Kriegsgefahr und unvorstellbares Elend weite Teile dieser Erde bedrohen. Sie kann und sie darf sich nicht abfinden mit der Selbstgefälligkeit und Läueheit der Satten und dem Unrecht, das keineswegs gottgewolltes Schicksal ist.

Deshalb ist sie unruhig, ungeduldig, dynamisch – im wahrsten Sinne des Wortes bewegt. Sie wird getrieben von dem unermüdlichen Eifer derer, die diese Welt besser, schöner, friedlicher und gerechter machen wollen. Auf tausend Wegen, mit tausend Mitteln – immer und immer wieder zu dem alten großen Ziel.

Demokratie ist mehr als wählen und gewählt werden – mehr als Taktik und geschicktes Manövrieren; mehr als politisches Akrobatentum und bürgerliche Apathie. Demokratie ist Mittel der Selbstbestimmung, Selbstverwirklichung und Selbstverantwortung reifer Menschen. Darum ist sie, die Gewerkschaftsbewegung, so emsig bemüht, Staatsbürger und nicht Spießbürger zu erziehen, Verantwortung zu übernehmen und Verantwortung zu tragen. Darum ist ihr alles verhaßt, was nach Übereumpeln und Übertölpeln aussieht – weil sie überzeugen will und überzeugt werden will. Darum ist ihr in Wirklichkeit die Schule und was dort gelehrt wird und wie die Menschen dort erzogen werden wichtiger als das Arbeitsamt – so wichtig es auch sein mag. Darum ist ihr nicht gleichgültig, welche wirkliche Bildung unserem Volk auf Schulen und Hochschulen vermittelt wird – ob es nur Fachbildung ist oder Bildung zu Staatsbürgern, die ihre Pflichten erkennen und sie wahrzunehmen verstehen. Darum ist sie im Tiefsten und Innersten ein unversöhnlicher Feind jedes autoritären Regimes – im Staate wie im Betrieb – im öffentlichen wie im privaten Bereich. Denn die Dummheit und die Knute waren seit jeher ihr größter Feind.

Die Aufgabe, die uns das Grundgesetz stellt, ist noch längst nicht erfüllt. Die Ewig-Gestrigen versuchen immer wieder und immer erneut, Hürden der Unvernunft und der Rückständigkeit auf dem Wege zu errichten, der allein diesen Staat und dieses Volk zu einer wirklich freien, demokratischen und sozialen Gesellschaft führen kann. Sie bestehen beharrlich darauf, aus der furchtbaren Geschichte der Vergangenheit keine Lehren zu ziehen. Sie sehen nicht, wie sie unbewußte Handlanger jener sind, die heute in anderer Form, aber mit im wesentlichen ähnlichen Methoden wie früher, die Freiheit und Einheit unseres Volkes bedrohen.

Wenn wir jemals hoffen dürfen, daß dieses deutsche Volk seine Einheit in Freiheit wiedererlangen wird, so doch nur dann, wenn die Flamme des demokratischen und wahrhaft sozialen Rechtsstaates so hell und rein leuchtet, daß sie über Mauer und Stacheldraht hinweg ihre Kraft und ihre moralische Wirkung auf jene nie verliert, die mit Sehnsucht und im Glauben an ewige Rechte ihre Herzen und Sinne auf diesen Teil unseres Vaterlandes richten.

Der Auftrag, den uns das Grundgesetz gibt, ist nicht auf die Bundesrepublik beschränkt; er gilt auch und besonders für jenen anderen Teil unseres Landes, dem wir Beispiel und Hoffnung sein müssen. Er gilt aber auch für alle Völker der Welt, die freien und die unfreien, denen wir den Beweis nicht schuldig bleiben dürfen, daß ein Leben in Freiheit und Demokratie ein Leben ist, das Menschenwürde, soziale Gerechtigkeit und Rechtsstaatlichkeit nicht nur proklamiert, sondern verwirklicht.

Wir haben uns dieser großen, ewigen Idee verschrieben – unser ganzes Leben und unser Tun sind ihr geweiht. Diese große Bewegung wird sie nicht verraten, und nicht Drohung und nicht Macht kann sie von der Aufgabe abbringen, der sie durch Nacht und Not, in dunklen und in heiteren Tagen, seit 100 Jahren treu gedient hat, und der sie weiter dienen wird, bis das Ziel erreicht ist.

Pater Francisco und der Teufel

Eine Erzählung aus Mexiko

Von Arthur Gordon

In dem kleinen Zollhaus am amerikanischen Ufer des Flusses war die Diskussion – genau wie das Wetter – ziemlich heiß. Pater Francisco hörte es schon von weitem, als er in wallender, staubbedeckter Soutane die Anhöhe hinabschritt. Er hatte gerade ein ausgezeichnetes Mahl bei seinem amerikanischen Amtsbruder Pater Cahill genossen – ein Luxus, den er sich einmal die Woche gestattet –, und nun war er auf dem Heimweg zu seiner eigenen schmutzigen Gemeinde auf der mexikanischen Seite. Beim Überschreiten der Grenzbrücke wurde Pater Francisco immer ein wenig ernst und nachdenklich. Die überaus wichtige Linie in der Mitte des trüben Gewässers war zwar gänzlich unsichtbar, aber dennoch entschieden vorhanden – wie jene andere, überaus bedeutungsvolle Linie etwa, die das Gute vom Bösen trennt. Pater Francisco hatte mehr als eine Predigt über dieses Thema gehalten, wobei sein eckiges Gesicht mit der Spur aztekischen Blutes stets vor Schweiß und ehrlichem Bemühen glänzte. Die Menschen, davon war er fest überzeugt, waren im Grunde alle gut. Nur der Teufel, der bisweilen in sie fuhr, ließ sie manchmal böse erscheinen.

Er steckte den Kopf in das kleine Haus, in dem die Zollinspektoren Cohn und Hansen sich gerade erregt anschrien. Sofort verstummte ihr Streit.

„Hallo, Padre“, begrüßte ihn Hansen, ein großer blonder Stier von einem Mann. „Kommen Sie doch einen Augenblick herein und entscheiden Sie diese Sache für uns, wollen Sie?“ Er wandte sich an seinen Kollegen: „Einverstanden?“

Der kleine Geistliche trat ein und setzte sich vorsichtig auf eine Ecke des Tisches. „Was haben Sie denn für ein Problem, meine Freunde?“ fragte er in seinem gepflegten Englisch.

„Wir sind informiert worden“, begann Hansen, „daß ein gewisser Pedro Gonzales, Sammler und Verkäufer giftiger Reptilien...“

„... zugleich auch einen raffinierten und ständigen Schmuggel betreibt“, beendete Cohn den Satz.

Pater Francisco blickte unglücklich auf seine Zehen, wie er es immer tat, wenn er von der Schlechtigkeit seiner Mitmenschen hörte. „Ich glaube nicht, daß ich diesen Gonzales kenne.“ Hoffnungsvoll hob er die Augen. „Eine Flasche Tequila vielleicht so dann und wann?“

„Kein Schnaps“, antwortete Inspektor Cohn. „Auch nicht mexikanisches Silber – sondern Rauschgift, Padre. Opium. Vielleicht auch Heroin.“

„Oh“, meinte der Pater stirnrunzelnd, „das ist sehr schlimm. Aber vielleicht...“ sein Gesicht hellte sich wieder auf, „... vielleicht hat man Sie falsch informiert?“

Hansen schüttelte grimmig den Kopf. „Unser Gewährsmann hat gewöhnlich recht. Und außerdem – urteilen Sie selbst: Jeden Freitagnachmittag um diese Zeit kommt Pedro Gonzales mit einer Kiste voll Schlangen über die Grenze. Klapperschlangen, Mokassinschlangen, Lanzenschlangen, Korallenschlangen – alle höllisch giftig und verflucht gefährlich... verzeihen Sie, Padre!“

„Warum sagen Sie nicht: gefährlich wie der Teufel?“ schlug Pater Francisco sanft vor.

„Okay – gefährlich wie der Teufel. Pedro verkauft dieses Viehzeug an Jim Moncrief von der Apotheke oben im Ort, und Jim handelt es – natürlich mit gutem Profit – an ein pharmazeutisches Institut weiter, das Schlangenserum herstellt. Na, und Sie können sich ja vorstellen, daß

niemand gern eine Kiste voll lebender Giftschlangen gründlich untersucht!“

„Und darum nehmen wir an“, ergänzte Cohn düster, „daß er einfach ein paar Unzen Heroin oder ein Pfund Opium irgendwo in der Kiste verstaut und damit geradewegs hier durchmarschiert!“ Er blickte auf seine Uhr. „Er müßte übrigens jeden Augenblick kommen.“

„Und das – hm – Problem, über das Sie uns debattieren hörten“, fuhr Hansen fort, „ist – äh – wer von uns die Inspektion der Schlangenkiste vornehmen soll.“

„O ja“, meinte Pater Francisco, „das kann ich mir sehr gut vorstellen!“ Die Inspektoren Hansen und Cohn begannen jetzt beide gleichzeitig draufloszureden: „Da ich ein ziemlich schwaches Herz habe...“ – „Als Ehemann mit zwei kleinen Kindern...“

„Aber bitte, meine Herren!“ sagte Pater Francisco. „Es gibt doch ein ganz einfaches Mittel, den Fall zu entscheiden.“ Unter seiner Soutane zog er eine Silbermünze hervor. „Welche Seite?“ fragte er Inspektor Hansen. Der wählte – verkehrt – und wurde sichtlich blässer.

„Da kommt er schon!“ rief der jetzt ganz munter dreinblickende Inspektor Cohn.

Über die Brücke, ein ganz alltäglicher Anblick am Rio Grande, trottete ein sombrero-bedeckter Mexikaner, der einen schläfrigen kleinen Esel vor sich hertrieb. Auf dem Rücken trug der Esel einen großen hölzernen Kasten mit Luftlöchern, aus denen man – wenn man sich nahe genug heranwagte – ein äußerst unangenehmes Schurren und Zischen dringen hören konnte.

Der Mexikaner stand stumpf und schweigend unter seinem Sombrero, während Inspektor Hansen gewisse Vorbereitungen traf, zu denen ein Paar mächtige Gummistiefel, kräftige lange Handschuhe und ein großer verzinkter Abfalleimer zum Umfüllen der Schlangen gehörten. Sichtlich schwitzend trug er sein Zubehör und die Schlangenkiste in ein kleines Badezimmer. Inspektor Cohn schloß eilig die Tür hinter ihm und lehnte sich dagegen.

Während sie warteten, musterte Pater Francisco nachdenklich den Schlangenhändler. Schließlich fragte er: „Es catalico, Pedro?“

„Si, Padre“, lautete die prompte Antwort.

Aber dieses Bekenntnis schien den Pater nicht sonderlich zu erfreuen. Unglücklich startete er auf seine Zehen.

Endlich stiefelte Inspektor Hansen aus dem Badezimmer, augenscheinlich ungebissen, aber mit rotem, wütendem Gesicht. Er setzte seine zischende Last auf den Boden und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Nichts zu finden! Kein doppelter Boden – absolut nichts!“

Er trat auf den Mexikaner zu und tastete gewandt dessen Kleidung ab. „Okay, wir haben uns getäuscht! Sie können gehen – aber pronto!“

Der Mexikaner nahm seine Schlangenkiste und wandte sich zur Tür.

„Un momentito!“ sagte da Pater Francisco. Er glitt von der Tischkante, ging auf den Mexikaner zu, zog ihm mit einem raschen Griff den breitrandigen Sombrero vom Kopf und reichte ihn Cohn.

„Vielleicht untersuchen Sie den einmal, Inspektor.“

„Aber Padre“, sagte der erstaunte Hansen ein paar Minuten später, „woher wußten Sie denn, daß der Kerl das Heroin in der Hutspitze versteckt hatte?“

Pater Francisco seufzte. „Auf unserer Seite des Flusses nehmen alle Katholiken den Hut ab, wenn sie mit einem Padre sprechen. Aber wie Sie gesehen haben, ließ der Teufel es ihn in diesem Falle nicht tun.“

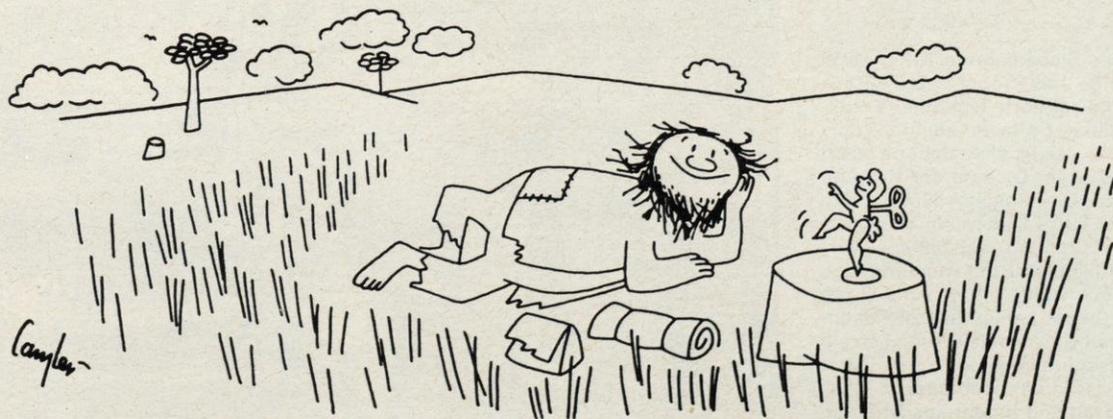
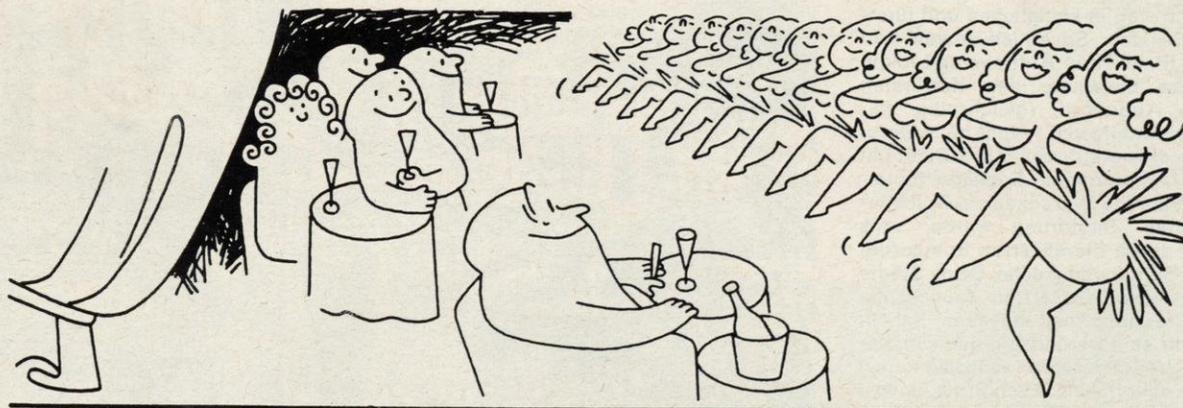
Ein wenig traurig wanderte er in den gesegneten hellen Sonnenschein hinaus und ging auf die Brücke zu. Was dieser Pedro zu tun versucht hatte, war sehr unrecht. Ein schlechter Mensch, zweifellos. Sicher würden die Amerikaner ihn bestrafen.

Doch als er sich der Flußmitte näherte, kam Pater Francisco ein Gedanke. Er erinnerte sich plötzlich an die Stelle der Heiligen Schrift, die ganz eindeutig lautet: „Und die Schlange führte sie in Versuchung...“

Aber natürlich, sagte sich Pater Francisco, der arme Pedro ist gar nicht ein so schlechter Mensch! Er hatte nur zuviel mit Schlangen zu tun!

Durch diese Einsicht mit seinem Glauben wieder im Einklang, schritt er neubelebt über die Landesgrenze, die so unverrückbar und unsichtbar blieb wie die ewige Trennungslinie, die das Gute vom Bösen scheidet.

(Autorisierte Übertragung aus dem Amerikanischen von Peter Naujack)



Reise in die Vergangenheit



Der Altmarkt von Dresden von der Schloßstraße aus

Osteuropäisches Stelldichein in der Essener Villa Hügel

Es gab noch kein Auto und keine Eisenbahn und keine Reisegesellschaften, und trotzdem reiste man gerne – zu Pferde und per Kutsche. Freilich waren es, der sozialen Pyramide entsprechend, nicht viele, die sich vor 200 Jahren die europäischen Städte ansahen.

Die Fotografie war damals noch nicht erfunden. Doch wurden die Städte so genau festgehalten, daß z. B. die im zweiten Weltkrieg zerstörte Stadt Warschau nach Gemälden, den sogenannten Veduten des Malers Bernardo Bellotto (1721–1780), wiederhergestellt werden konnte.

Dieser venezianische Künstler, der sich nach seinem damals berühmten Onkel Antonio Canal den Namen Canaletto gab, hat in seiner Vaterstadt, ferner in Verona, Rom und Padua Architekturlandschaften gemalt und stand dann, wie es in jener Zeit üblich war, in königlichen und fürstlichen Diensten. So erhielt er von Karl Emanuel III. in Turin Aufträge und folgte 1746 einer Einladung des Kurfürsten Friedrich August II. (gleichzeitig August III. als König von Polen) nach Dresden. Von dieser aufstrebenden Stadt hat Bellotto uns herrliche Gemälde hinterlassen. Während Warschau ein Opfer der nazistischen Zerstörung wurde, sank Dresden durch die alliierten Bombardements in Schutt und Asche. Beide Städte werden – wenn die letzten Zeugen, die diese Orte noch heil gesehen haben, nicht mehr sein werden – in den künstlerischen Veduten des venezianischen Meisters weiterleben. Auch Pirna, unweit von Dresden an der Elbe gelegen, wurde porträtiert.

Nachdem der Siebenjährige Krieg (1756 bis 1763) einige Jahre tobte – ein Zeugnis hiervon ist die zerstörte Dresdner Kreuzkirche, die dieser Hofmaler ebenfalls dargestellt hat –, setzte sich Bellotto nach Wien ab, wo er im Dienste der Kaiserin Maria Theresia und einiger Adligen stand. Es folgte eine kurze Episode in München, dann wieder Dresden, schließlich Warschau. Eigentlich hatte der wanderlustige Künstler vor, nach dem russischen Petersburg (heute Leningrad) zu reisen; am polnischen Hofe wollte er lediglich ein Empfehlungsschreiben für die Zarin Katharina II. erbitten, blieb aber in Warschau, ließ Frau und Kinder aus Dresden

Ausschnitt aus dem Gemälde „Gesamtansicht von Warschau mit der Weichsel von der Vorstadt Praga aus“



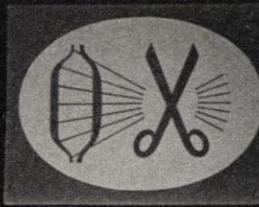
nachkommen und war dann 13 Jahre, bis zu seinem Tode, Hofmaler des Königs Stanislaus August Poniatowski.

Seine Veduten, also die malerisch vollendeten und topographisch genauen Stadtansichten, aus der Dresdner, Wiener und Warschauer Zeit sind nun bis 31. Juli in einer überragenden Ausstellung in der Villa Hügel in Essen vereint. Wer heute zu dieser Ausstellung fährt, deren Kuratorium unter dem Präsidenten Berthold von Bohlen und Halbach u. a. auch Otto Burmeister angehört, der reist gleichzeitig in die Vergangenheit. Denn aus den Gemälden blicken uns die Städte des 18. Jahrhunderts an, und zwar vornehmlich das barocke Gesicht von Dresden, Pirna, Wien und Warschau, während Bellotto kein Auge für das Mittelalter in diesen Städten hatte; darüber hinaus spielt sich vor den Schlössern und Kirchen, Gebäuden von Adligen und Bürgern, auf Plätzen und in den Straßen auch das Leben jener Zeit ab.

Unsere Reise in die Vergangenheit erhält aber plötzlich auch einen aktuellen Akzent, wenn wir die Herkunft der Gemälde und Zeichnungen untersuchen, die nach Essen geschickt wurden: Besitzer dieser Kunstwerke sind außer der Gemäldegalerie des Wiener Kunsthistorischen Museums vor allem die Staatlichen Kunstsammlungen in Dresden, das Nationalmuseum Warschau, die Staatliche Eremitage zu Leningrad und das Staatliche Puschkin-Museum der bildenden Künste zu Moskau. Daß diese Werte für einige Monate in die Bundesrepublik Deutschland entliehen wurden, ist – trotz der vielen bösen Worte, die man auf dem internationalen Parkett der Politik heute leider oft vernimmt – ein hoffnungsvolles Zeichen. Auch noch eine Tatsache verdient unsere Beachtung. Der ausgezeichnet verfaßte Katalogtext aus der Feder des Kurators am Nationalmuseum Warschau, Dr. Stefan Kozakiewicz, ist von einer erstaunlichen Objektivität, die sich mancher politisch verfärbte Wissenschaftler zum Vorbild nehmen sollte.

Wer Bellottos Gemälde nur von Schwarz-Weiß-Aufnahmen her kennt, könnte vermuten, daß es sich um erstaunlich gute Fotografien des 18. Jahrhunderts handelt. Tatsächlich wurde aber z. B. die Licht-

denken
lernen
handeln



6. Zentraler
Jugendtag '66

GEWERKSCHAFT TEXTIL - BEKLEIDUNG



Die Liste der 85 Delegierten der Gewerkschaft Textil-Bekleidung, die zu ihrem 6. Zentralen Jugendtag in die Arbeiterstadt Gelsenkirchen gekommen waren, begann mit Antje und endete mit Sonja, dazwischen standen neben den männlichen Namen noch die von fast 40 Mädchen. Im Schnitt waren die Delegierten 20 Jahre jung. Manche der jungen Menschen waren zum erstenmal auf einem Jugendtag, andere hatten schon Streikposten gestanden und damit einen Begriff davon bekommen, wie hart der Kampf um die berechtigten Forderungen der arbeitenden Menschen auch heute noch ist.

Martin Lange, der Vertreter der Jugend im Hauptvorstand der Gewerkschaft, eröffnete den Jugendtag, dankte den Jugendlichen der Instrumentalvereinigung des DGB in Dortmund für ihr gut dargebrachtes Musikstück und begrüßte die zahlreichen Gäste: Fast der gesamte Vorstand der Gewerkschaft nahm am Jugendtag teil – das Bundesministerium für Familie und Jugend war durch Ministerialrat Dr. Flor vertreten, der als Freund der Jugend freudig begrüßt wurde, die Parteien hatten Vertreter entsandt, von denen besonders Heinz Kühn gute Worte für die Bestrebungen der Jugend fand. Mit Beifall begrüßt wurde auch der Oberbürgermeister der gastgebenden Stadt. Helmut Neukirch überbrachte für den verhinderten Kollegen Günter Stephan die Grüße und guten Wünsche vom Vorstand des DGB.

Martin Lange ging dann auf Jugendfragen ein, warnte davor, die Partei der Unverbesserlichen und Ewiggestrigen, die NPD, auf die leichte Schulter zu nehmen und sagte wörtlich:

„Es muß endlich aufhören, daß man unserer Jugend von vielen Seiten den Rat gibt, sich weniger um Politik zu kümmern, denn das wird und muß zur Folge haben, daß sich die Zahl der politisch indifferenten Jugendlichen noch erhöht. Zum Schaden unseres demokratischen Gemeinwesens. Die Demokratie verlangt, wenn sie Bestand haben soll, gebieterisch den politisch gebildeten Menschen. Die Demokratie lebt nicht von einer Schar allzu eifertiger Anpassungsakrobaten, die jeden von oben vorgezeichneten Weg blindlings mitgehen. Die Demokratie kann nur beständig sein, wenn genügend Demokraten sie tragen, festigen und schützen.“

Wir brauchen in unserer Zeit, und vielmehr noch in der Welt von morgen, den politisch gebildeten Menschen für die Bewältigung der gesellschaftlichen Aufgaben, und wir benötigen den beruflich bestens vorbereiteten Menschen für die Welt der Arbeit. Beides ist nicht voneinander zu trennen.“

Lange sagte, daß es ein Skandal sei, wenn es heute noch kein modernes Berufsausbildungsgesetz gebe, obwohl der deutsche Bundestag im Juni 1962 die Bundesregierung beauftragte, zum 1. Februar 1963 dem Parlament einen Entwurf für ein Berufsausbildungsgesetz vorzulegen.

Den schriftlich vorliegenden Arbeitsbericht für die Jahre 1961–1965 ergänzte Karl Heinz Goebels, der neue Jugendsekretär beim Hauptvorstand. Besonders erfreulich war die Mitteilung, daß für 85 v. H. der in der Textil- und Bekleidungsindustrie Beschäftigten die Urlaubszeit 24 Tage beträgt. Damit ist auch den Jugendlichen, die nicht mehr unter das Jugendarbeitsschutzgesetz fallen, der vierwöchige Jahresurlaub gesichert. Goebels wies darauf hin, daß die Bestimmungen des Jugendarbeitsschutzgesetzes besser als bisher überwacht werden müssen. Es sei notwendig, Jugendliche, Eltern und Erzieher auf die Einhaltung der Bestimmungen mehr als bisher hinzuweisen. Es sei eine Schande, daß vor den Gerichten Verstöße gegen das Gesetz vielfach als Kavaliersdelikte behandelt würden. Diese Verstöße seien nicht nur ein Vergehen an der Jugend, sondern auch ein Raubbau am Fundament unserer künftigen Gesellschaft. Reichhaltig war das Bild der Bildungsarbeit in den vergangenen Jahren. Im Vordergrund standen die neu eingerichteten Mädchenseminare, die viel Anklang gefunden haben und aus denen tüchtige weibliche Mitarbeiter hervorgegangen, wie überhaupt aus der Jugendarbeit viele Jugendliche in die Aufgaben der Erwachsenen hineingewachsen sind.

Empfindlichkeit der Silbersalze erst 1727 erfunden, von einer eigentlichen Fotografie konnte damals noch nicht die Rede sein. Immerhin gab es die Lochkamera, die Leonardo da Vinci bereits 1550 konstruiert hatte. Belotto bediente sich bei der Schaffung seiner Veduten eben der Camera obscura. Der Maler – so erfahren wir – fertigte zunächst „eine ziemlich kleine schematische Umrißzeichnung des Ganzen mit Hilfe einer Handkamera an“. Teilansichten entstanden danach mittels einer größeren Kamera. Diese „Fotografie des 18. Jahrhunderts“ wurde schließlich vom Künstler mathematisch auf die Leinwand vergrößert und die Einzelheiten, die Belotto nach der Natur emsig studierte – worüber uns die Skizzenbücher informieren –, genau eingetragen. Trotzdem kann man diese Gemälde nicht etwa als Farbfotos ansprechen. Die das Objekt verändernde Luft wurde damals noch nicht berücksichtigt, und die Farbstimmungen sind persönlich empfunden und dargestellt, die Menschen und Tiere erzählend eingefügt; manchmal wurden – in den sogenannten Architekturcapriccios – sogar die Bauten phantasievoll verändert.

Zwar stand der Künstler im Dienste des Hofes, der von ihm Gemälde bestellte, doch schildert Belotto nicht nur die eleganten Damen und Herren, läßt nicht nur kostbare Kutschen vorbeiziehen, Offiziere und Hofleute in Parkanlagen, auf barocken Treppen und vor prunkvollen Bauten promenieren. Er vergißt auch den Bürger und den Bauern nicht, malt das Volk auf dem Markt, barfüßige Frauen und Kinder, Bauhandwerker auf dem Gerüst und Steinmetze, Musikanten und Studiker, Frauen, die Obst, Gemüse und Geflügel einkaufen, Händler, Wasserholende und Wäscherinnen, Scherenschleifer, sogar Bettler. Und im Park von Schönbrunn der Kaiserin Maria Theresia sehen wir sechs Männer, eine Walze ziehend, und Gärtner, wie sie ihre Arbeit ausführen. Nicht selten erfahren wir also, wie das bürgerliche und ländliche Leben – neben dem Adel in Uniform und in Reifröcken – das Gesicht jener Barockstädte beherrschte.

Günther Ott

Fotos: Udo Hoffmann



Fotos: Krupp



Von der Jugendgruppenarbeit sagte Goebels, daß sie nur ein Teil der Jugendarbeit sei. Zu ihren Tätigkeiten gehöre sowohl die politische und gesellschaftliche Bildung wie auch die reine Unterhaltung und das Wecken von Talenten in der musischen Bildungsarbeit. Sie fördere die Mitverantwortung und Entscheidungsfreudigkeit.

Die Hauptarbeit würde im Betrieb, in Werkstatt und Büro geleistet. Bei den Wahlen der Betriebsjugendvertreter steige von Wahl zu Wahl die Anzahl der Betriebe, in denen junge Gewerkschafter gewählt werden.

Erfreulich ist die Zahl der jungen Menschen, die sich der Gewerkschaft angeschlossen haben. Es sind über 50000, davon über 37000 Mädchen.

Und dann die Aussprache über den Geschäftsbericht. Da marschierten sie auf das Podium. 23 an der Zahl. Manche, die zum erstenmal vor einem so großen Forum ihre Stimme erhoben. Sie berichteten von ihrer Arbeit, von Erfolgen und Mißerfolgen, von Schwierigkeiten, die ihnen leider auch von manchen älteren Kollegen gemacht wurden, die sie nicht für voll nahmen, von der mangelhaften Durchführung der Bestimmungen des Jugendarbeitsschutzgesetzes, erhoben die Forderung nach Bildungsurlaub, erhoben Klage über die mangelhafte Berufsschule, forderten endlich das Berufsausbildungsgesetz, erzählten von der Werbung neuer Mitglieder, berichteten von der Hilfe älterer Kollegen, die ihnen in ihrer Arbeit zuteil wurde, machten Vorschläge zur Verbesserung der Jugendarbeit, sprachen voll Empörung über mißliche Zustände in den Betrieben, wollten gesetzlichen Schutz für die Betriebsjugendsprecher, sprachen von der Zusammenarbeit mit den Betriebsräten – und stellten in ihrer frischen und unterschiedenen Art der Gewerkschaft, die solche junge Leute bei sich hat, ein vorzügliches Bild aus.

Am Abend des ersten Tages kamen sie festlich gekleidet, um das freche Kabarett der Wuppertaler Gewerkschaftsjugend anzuhören. Und dann tanzten sie bis tief in die Nacht. Mangel an hübschen Mädchen war ja diesmal nicht.

Helmut Neukirch, der am nächsten Tag über „Gewerkschaftsjugend, ihre Stellung, ihre Aufgabe“ sprach, griff bereits angeschnittene Fragen auf und sagte u. a.:

Die Gewerkschaftsjugend betrachtet sich als Vertreter aller jungen Arbeitnehmer. Ihr jugendpolitischer Auftrag richtet sich also nicht nur an ihre Mitglieder, sondern darüber hinaus an alle die jungen Menschen, die in einem Arbeitsverhältnis oder in einer Ausbildung stehen.

Die jugendpolitischen, insbesondere die jugendsozialpolitischen Forderungen der Gewerkschaftsjugend sind in der Verantwortung für die gesamte arbeitende Jugend begründet.

In diesem Zusammenhang sind folgende Schwerpunkte zu nennen:

1. Die Verabschiedung eines modernen und einheitlichen Berufsausbildungsgesetzes.

2. Die Verabschiedung eines einheitlichen Ausbildungs-Förderungsgesetzes, das endlich einmal die Ungleichheit der Startchancen beseitigt und damit einer Verwirklichung der im Grundgesetz verankerten freien Entfaltung der Persönlichkeit näherkommt.

3. Die Verbesserung des bestehenden Jugendarbeitsschutzes auf Grund der bisher mit dem Jugendarbeitsschutzgesetz gemachten Erfahrungen. Hierbei geht es vor allem um die Schaffung besserer Kontrollmöglichkeiten hinsichtlich der Einhaltung des Gesetzes und speziell der ärztlichen Untersuchung der jugendlichen Beschäftigten.

Gewerkschaftliche Jugendarbeit spielt sich mehr und mehr auch im internationalen Raum ab. Das beweisen die jährlich steigenden Zahlen der internationalen Jugendbegegnungen. Die Gewerkschaftsjugend unterstützt nachhaltig die Forderung der Jugendverbände nach einem Europäischen Jugendwerk. Sie sieht in der Ausweitung bestehender internationaler Kontakte innerhalb Europas eine Möglichkeit zur Verwirklichung eines Europäischen Jugendwerkes.

Die 23 Anträge und Entschlüsse, die den Delegierten zur Beschlussfassung vorlagen, enthielten zum Teil innerorganisatorische Fragen, Fragen des Bildungsurlaubs, des Jugendarbeitsschutzes und Fragen, die bereits in der Diskussion angeklungen waren. Es gab zu den Anträgen kaum noch Diskussion. Einstimmig wandten sich die Delegierten gegen ein Pflichtjahr für Mädchen.

Mit drei Entschlüssen nahmen die Delegierten zu politischen Tagesfragen Stellung. Wir veröffentlichen sie nebenstehend. Zwei wurden einstimmig angenommen. Die Entschlüsse zur Notstandsgesetzgebung wurde gegen vier bei sieben Stimmenthaltungen angenommen.

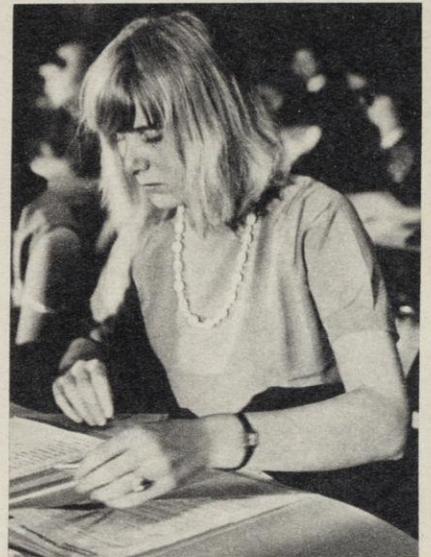
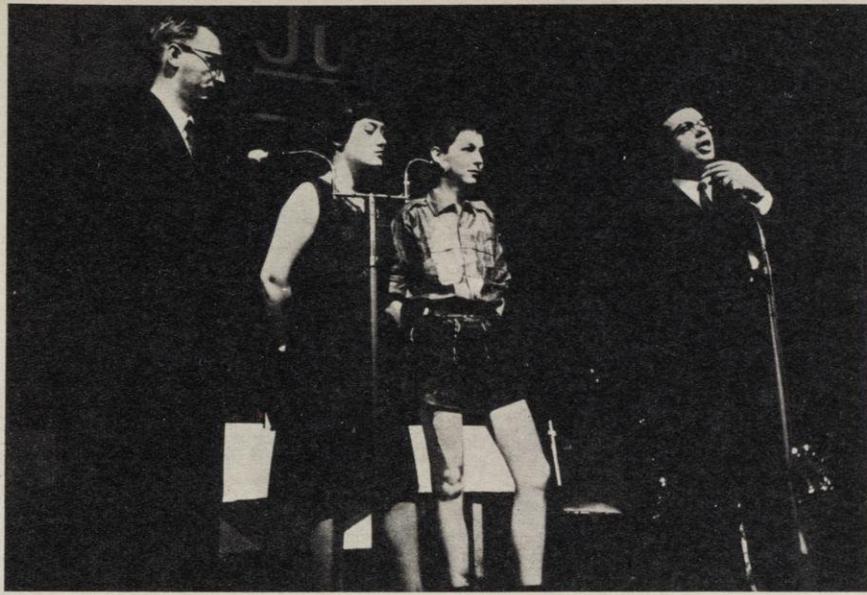
Und am Ende standen alle Hand in Hand und sangen „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit...“

Frisch war dieser Jugendtag, offen und fair die Diskussionen dieser jungen Menschen, Empörung war in den Stimmen, wenn sie gegen Unrecht auftraten, das ihnen heute im Betrieb und von Staats wegen angetan wird, uneigennützig ist ihre Arbeit, die sie im Dienste der gesamten arbeitenden Jugend verrichten. Dabei werden sie oft unbequem, aber das ist ein Gütezeichen neben vielen anderen.

Hans Dohrenbusch



„die paprikaschoten“
aus Wuppertal



Fotos: Udo Hoffmann

Initiativentschließung Nr. 1

Die Delegierten des 6. Zentralen Jugendtages der Gewerkschaft Textil-Bekleidung beobachten mit Sorge, daß sich in der Bundesrepublik erneut rechtsradikale Gruppen breitmachen, mit der Tendenz, im alten nazistischen Geist die Jugend zu beeinflussen.

Die Lehren der Vergangenheit zeigen deutlich auf, welches Unheil über unser Volk und über andere Völker gekommen ist, weil diesen Kräften nicht rechtzeitig und wirkungsvoll entgegengetreten wurde.

Die Delegierten des 6. Zentralen Jugendtages der Gewerkschaft Textil-Bekleidung fordern daher alle demokratischen Kräfte auf, in dieser Frage einig zusammenzustehen und in Wort und Schrift über die wahren Hintergründe der nazistischen Organisationen sowie deren Willen aufzuklären und sie zu bekämpfen.

Initiativentschließung Nr. 2

Der 6. Zentrale Jugendtag der Gewerkschaft Textil-Bekleidung begrüßt die Entscheidung des 7. ordentlichen DGB-Bundeskongresses in der Frage der Notstands- und Notdienstgesetzgebung.

Initiativentschließung Nr. 3

Die Delegierten des 6. Zentralen Jugendtages der Gewerkschaft Textil-Bekleidung begrüßen die Bereitschaft der SPD zu einem Redneraustausch mit der SED.

Die unbewegliche und doktrinäre Haltung der Bundesregierung in der Deutschlandpolitik stößt besonders bei der jungen Generation mehr und mehr auf Unwillen.



Vom Frühlingsflirt bis zur Frühehe

Aufklärung in den Schulen – Keuschheit nichts mehr wert? – Die Sex-Welle rollt

Von Thomas Averhoff

Sex-Partys im Klubbkeller“; „Kinder bauten sich Liebeslaube“; „Teenager feierten Sex-Orgien“; „Keuschheit nicht mehr hoch im Kurs“; Schlagzeilen deutscher Tageszeitungen! Dazu liest man Zahlen: „30 v. H. aller unehelichen Mütter sind minderjährig.“ In der ganzen Welt liefert die Liebe der Teenager den Illustrierten Themen und Bilder. Nicht nur bei uns diskutiert man Sex und Aufklärungsunterricht. Sind die jungen Leute von heute wirklich so liebeswütig? Wissen sie tatsächlich so wenig von den Gefahren vorzeitiger Erfahrungen? Muß ein Flirt im Frühling 1966 unbedingt zu einer Frühehe führen?

Harvard-Professor Dr. Graham Blaine jr. behauptet: Über 50 v. H. aller amerikanischen Collegegirls pflegen voreheliche Beziehungen. Die englische Reporterin Marjorie Proops flog in die USA, um dieser Behauptung auf den Grund zu gehen. Sie fand heraus: „Solch eine altmodische Sache wie Keuschheit sieht Amerika nicht mehr als Tugend an. Sex gehört an amerikanischen Universitäten ebenso zum täglichen Leben wie Vorlesungen oder Sport.“ Amerikanische Studenten bestätigten, daß die Bedeutung des Sex immer weiter wächst. Aber niemand hält sich dort deshalb für unmoralisch. Autos und Alkohol erleichtern die Liebe jenseits des großen Teiches.

Aber nicht nur in Amerika wird die Liebe unter jungen Leuten groß geschrieben. Eine Umfrage an der Londoner Universität ergab, daß fast ein Drittel der befragten Studenten und Studentinnen mit einem Kommilitonen des anderen Geschlechts zusammenlebt. Als Grund gaben diese Ehepaare ohne Trauschein an: „Zu zweit ist das Leben billiger!“

Auch in der Sowjetzone zieht die junge Liebe alle Konsequenzen. Die Rostocker Universität z. B. nannte aufschlußreiche Zahlen: 2,6 v. H. der arbeitenden Jugendlichen und 1,4 v. H. aller Schüler in der Zone sammeln ihre ersten sexuellen Erfahrungen bereits im Alter von 14 Jahren. 16,6 v. H. und 7,2 v. H. geben erste sexuelle Kontakte mit 16 Jahren zu. 55,5 v. H. der berufstätigen Jungen und Mädchen und 30,5 v. H. der noch die Schule besuchenden Jugendlichen nehmen solche Kontakte mit 18 Jahren auf.

Es besteht kein Zweifel daran: Junge Leute von heute sind nicht mehr so keusch und sittsam wie ihre Urgroßeltern. Im Jahre 1966 übt man die Praxis der Liebe schon mit 18, 17 oder gar 16 Jahren aus. Man will „etwas vom Leben haben“. Man möchte nichts versäumen. Wer keinen Freund oder keine Freundin hat, der gilt nichts im Bekanntenkreis. Und die Erwachsenen kurbeln die Sex-Welle immer

weiter an. „So liebt man in Schweden“ heißt z. B. einer der beispielgebenden Illustrierten-Artikel, der von Jugendlichen verschlungen wird. Aber Teenager wissen meist wenig von den Gefahren der allzu jungen Liebe. Sex-Beziehungen zwischen Teenagern, so sagen besorgte Ärzte und Fürsorge, führen oft zu unehelicher Elternschaft, hastiger Heirat, baldiger Scheidung, seelischer und körperlicher Krankheit, Beendigung von hoffnungsvoll begonnenen beruflichen Karrieren.

Aber wer warnt die jungen Leute, wer klärt sie über diese Gefahren auf? Kaum jemand! Die meisten Eltern versagen, Aufklärungsunterricht gibt es nur in wenigen Schulen. In dem Podiumsgespräch, das eine Schweizer Zeitung veranstaltete, sagte eine jugendliche Diskussionssteilnehmerin: „Unsere Eltern sind eben konservativ. Weil sie seinerzeit auch nicht aufgeklärt wurden, oder doch nicht richtig, fehlen ihnen die entsprechenden Ausdrücke. Sie haben Hemmungen! Außerdem lesen sie die einschlägige Literatur nicht und befassen sich überhaupt zu wenig mit diesen Problemen.“ Und ein junger Mann klagte: „Also ich wurde daheim überhaupt nicht aufgeklärt, sondern auf der Straße – wie wahrscheinlich die meisten von uns.“

In der Schweiz erteilen manche Schulen Aufklärungsunterricht. Wie er aussieht, beschrieb ein Schülertlassener: „Das Ganze lief unter dem Titel ‚Gesundheitslehre‘: Sie bestand im wesentlichen darin, daß man uns vor allem in die Geheimnisse kunstgerechten Zähneputzens einweihte. Dann war die Aufklärung praktisch abgeschlossen. Über Schwangerschaftsverhütung oder Geschlechtskrankheiten fiel kein Wort.“ Ein junges Mädchen erzählt: „Als der Biologielehrer dann vorsichtig von Bienen und Blütenstaub zu erzählen begann, war eine Mitschülerin bereits schwanger.“

Natürlich sollten alle Schulen Aufklärungsunterricht bieten. Aber die Lehrer müßten dafür besonders ausgebildet sein. Es hat nur wenig Sinn, über das Liebesleben irgendwelcher lieben Tierchen zu reden, wobei Teenager nur schwierig praktische Nutzenwendungen ziehen können und Begriffsstütze überhaupt nichts lernen. Der Aufklärer darf andererseits auch nicht vor die Klasse treten und von „peinlichen Dingen“ reden, so daß Mädchen und Jungen zu kichern beginnen und rot werden. Auch die Aufklärung will gelernt sein. Aber wer will es bestreiten: Im Zweifelsfall ist es besser, von der Schule schockiert zu werden als vom Leben!



Foto: Clipue/Weusthoff

Sind junge Menschen tolerant?

Von Siegfried Freud

In jedem zweiten Jugend-Report wird untersucht, wie deutsche Jugendliche mit der „unbewältigten Vergangenheit“ fertig werden, ob sie rechts- oder linksradikal denken und wie es mit ihrer Sexualmoral beschaffen ist. In keinem dieser Reports las ich jemals etwas über Eigenschaften, durch die sich deutsche Jungen und Mädchen im Vergleich zu ausländischen Altersgenossen auszeichnen. Man sollte da eine Tugend nennen, die Vätern und Großvätern häufig fehlte: Die junge Generation unseres Landes ist tolerant gegenüber der Jugend anderer Länder. Wer viel herkommt, wird wissen, daß das gar nicht so selbstverständlich ist. In kaum einem Land Europas oder gar außerhalb Europas geben sich die Jugendlichen so weltoffen, tolerant und hilfsbereit wie bei uns.

Die Bundesrepublik ist das liebste Reise-land der europäischen Jugend. Ob einer Engländer, Franzose oder Skandinavier ist, er wird an jeder Straßenecke einen Altersgenossen finden, der ihm weiterhilft. Gastfreundschaft wird in jeder Jugendherberge groß geschrieben, niemand erwartet von einem jungen ausländischen Touristen Trinkgeld, selbst Anhalter haben ihre Chance. Ich sah Jugendgruppen, die sich junge Franzosen, Amerikaner und Holländer aus den Jugendherbergen holten, um mit ihnen zu diskutieren und ihnen ein „Programm“ zu bieten. Mit einer Handvoll Dollar oder Pfunden kommen viele

quer durch ganz Deutschland, und nicht wenige nehmen nicht nur ihre eigene Valuta, sondern auch noch harte deutsche D-Mark wieder mit nach Haus.

Es gibt viele junge Deutsche, die einen ganz ausgeprägten Geschmack, eine sich bereits heranbildende politische Meinung und bestimmte Moralanschauungen besitzen. Dennoch wird man es äußerst selten erleben, daß ein junger Mensch von draußen „geschnitten“ wird, weil er anders – mitunter sehr merkwürdig – angezogen geht, exaltierte Ansichten äußert und sich über die deutsche Lebensart hinwegzusetzen sucht. Im Gegenteil: Ihm wird alles nachgesehen, man versucht sich eher auf ihn einzustellen, als daß man ihn bekehren möchte. Umgekehrt bleibt bei uns jedes Jugendreisebüro bemüht, deutschen Jungen und Mädchen eine ganze Skala von Verhaltensmaßregeln mit auf den Weg zu geben, nach dem Motto: „Fallt nur nicht auf, es gibt überall noch antideutsche Ressentiments!“ Ist das wirklich nötig?

Sicher, es hat auch deutsche Motorradhalbstärke aus dem Ruhrgebiet gegeben, die einmal eine Zeitlang die Ruhe holländischer Kleinstädter störten. Aber solche kamen auch von drüben zu uns herüber, und sie waren ebensowenig typisch wie ihre deutschen Kollegen. Also: Lassen wir uns ruhig einmal ein paar freundliche Dinge über unsere eigenen Tugenden sagen, oder?

Sie vertragen keine ungerechte Kritik . . .

Von Pitt

Kürzlich kamen wir mit einer Gruppe junger Laienkünstler „von drüben“ ins Gespräch, die in der Bundesrepublik ein Gastspiel gaben. Nach der ersten Begegnung wußten wir, wer von den Jungen und Mädchen ganz sicher kein „Funktionär“ war, und mit denen setzten wir uns zusammen. Da wir einige von ihnen allein sprechen konnten, gab es keinen Grund, wahre Meinungen zurückzuhalten. Drei oder vier erklärten rundheraus: „Wir sind keine FDJ-Mitglieder, aber deshalb noch lange keine ‚Antikommunisten‘. Bei uns muß man nicht mehr ‚in der Partei‘ oder in der Jugendorganisation sein. Man schafft's auch so – wenn man was kann . . .“

Was mir interessant schien, war dies: Die Nicht-FDJ-Mitglieder haben heute – wenn sie sich im Beruf durchzusetzen vermögen – häufig einen besseren Stand als die „Organisierten“. Man umwirbt sie und stellt sie gern als „tüchtige junge DDR-Bürger“ heraus, während man sich des Fleißes und der Loyalität der FDJ-Angehörigen ohnedies sicher zu sein scheint. Es kommt sogar vor, daß es ein nichtorganisierter Jugendlicher in einer bestimmten Stellung weiter bringt als ein ebenso tüchtiges Mitglied der Jugendorganisation, weil Staat und Partei eben an dieser Stelle einen „Parteilosen“ sehen möchten.

Das ist auch der Grund, warum im Rahmen des an sich recht mageren

Kulturaustausches in zunehmendem Maße auch nichtkommunistische Jugendliche zu uns herüberkommen. Die Gefahr, daß sie im Westen bleiben, ist gering. Fast alle haben ihre Familien in der Zone und kaum einer ist bereit, seine Freunde und seine ganze Arbeit aufzugeben, um ein neues und risikoreiches Leben im doch sehr wenig bekannten Westen zu beginnen. Diese jungen Leute verteidigen nicht unbedingt ihre „DDR“, die sie zuweilen als häßliches Provisorium empfinden, aber man kann sie restlos verärgern, wenn man den Staat, in dem sie nun einmal leben müssen, in Grund und Boden verdammt.

Man hat diesen jungen Menschen so oft eingeredet, sie hätten diesen Staat erbaut, daß sie fast selbst daran glauben und nun das Gute an der „DDR“ suchen, an dem sie wirklich beteiligt waren: Die von „Jugendbrigaden“ errichteten Fabrikanlagen und Traktorenstationen, die für ein Taschengeld auf dem Lande wirkenden Jungmediziner und die echte Begeisterung, mit der viele ihrer Berufsarbeit nachgehen. „Wenn wir das nicht hätten“, sagte mir eines der Mädchen, „dann müßten wir ja wirklich verzweifeln. Denn ihr schickt uns die Wiedervereinigung ja nicht ins Haus . . .!“ Ein bitterer Satz. Warum ich ihn erzähle? Weil wir lernen müssen, mit jungen Menschen zu reden, die in einem kommunistischen Staat leben, ohne Kommunisten oder Antikommunisten zu sein.

Wer kann auf eine Schwiegermutter aufpassen?

Schwedens Schüler helfen dem vergessenen Volk Perus

Von Jeremy Hamand

Fotos: UNESCO

Eine halbe Million Plakate, Hunderttausende von Broschüren und Handzetteln, eine Sonderzeitung und 15000 freiwillige Helfer wurden mobilisiert. Man hatte ein „Hauptquartier“ mit zwölf Büros und einer Telefonzentrale mit 46 Anschlüssen...

Was für eine Aktion das war? Es klingt nach der Kampagne einer großen Werbefirma, die ein neues Seifenpulver auf den Markt bringen will oder auch nach dem Wahlfeldzug einer Partei. Doch nichts dergleichen...

Wir berichten über die „Operation Dagsverke“ des Jahres 1965, eine Unternehmung schwedischer Schulkinder. Alle zwei Jahre veranstalten die Schüler der weiterführenden Schulen Schwedens nämlich eine große Sammlung, um den jungen Menschen in den Entwicklungsländern zu helfen. 1963 fand sie zum erstenmal statt. Dabei kam der Gegenwert von rund einer Million DM zusammen. Dieser beachtliche Betrag wurde zum Bau neuer Schulen in Algerien bestimmt. Die Schulen sind inzwischen fertig. 1500 algerische Kinder können dank der Tatkraft der kleinen Schweden zum erstenmal im Leben eine Schule besuchen. Der Erlös aus der Aktion des Jahres 1965 sollte auf Wunsch der schwedischen Jugend den Indianer-Kindern in den weitabgeschiedenen Dörfern der Anden von Peru zugute kommen. Diesmal übertrafen die schwedischen Schüler sich selbst: Die Summe von rund 1,6 Millionen DM konnte nach Peru überwiesen werden.

1,6 Millionen DM – das ist schon für die Begriffe eines Bürgers in einem wohlhabenden Land eine Menge Geld. Was es für die „pueblos olvidados“, die „vergessenen Dörfer“ Perus, bedeuten wird, kann man sich in Europa kaum vorstellen: Etwa hundert Schulen können zunächst einmal von diesem Geld gebaut werden. Wieviel Anregung, wie viele Hilfe aber wird von diesen Schulhäusern im Laufe der Jahre ausgehen! Man muß wissen, daß fast dreiviertel der Indianer Perus bis auf den heutigen Tag Analphabeten sind.

Die Arbeit eines Tages

„Dagsverke“ – d. h. „die Arbeit eines Tages“. Es ist fast unglaublich, aber wahr: Diese erstaunlich hohe Geldsumme, die für die Ärmsten der Peruaner Zins und Zinseszins tragen wird, wurde praktisch durch die Arbeit eines einzigen Tages zusammengebracht. Und die gesamte Aktion war die Idee 14- bis 18-jähriger Schüler, die auch für die Planung und Durchführung voll verantwortlich waren. Schwedens Schulkinder sind allerdings gut organisiert, nicht durch Erwachsene, sondern aus eigener Kraft. Die Schüler der höheren Schulen haben ihre eigene „Union“ gegründet. „Sveriges Elevers Centralorganisation“ (abgekürzt: SECO). Sie hat 320000 Mitglieder in 420 Schulen. Hauptaufgabe der SECO ist es, den Jugendlichen bei der Bewältigung ihrer eigenen Probleme zu helfen und ihre Interessen gegenüber den Schulbehörden zu vertreten. Doch die SECO fand, daß nicht nur die Sorgen der schwedi-



Viele Wege gab es, um für das „vergessene Volk“ Geld zu bekommen

schen Jugend zu ihrem Aufgabenbereich zählen. Sie dachte auch an die notleidenden Jugendlichen im Ausland und rief die Operation Dagsverke ins Leben. Ohne einen solchen das ganze Land umspannenden Verband wäre eine Kampagne dieses Ausmaßes wohl kaum durchführbar gewesen.

Die Spendensummen werden tatsächlich innerhalb eines Tages von den Schülern selbst erarbeitet, durch kleine „Jobs“ und Botengänge aller Art, für die allerdings die Erwachsenen um der guten Sache willen kräftig zahlen: Gartenarbeit, Fenster putzen, Kinder beaufsichtigen, Hausarbeit sind die am häufigsten angeforderten Schüler-Jobs. Durch Schuhputzstände, Buchauktionen, Schülervorstellungen auf offener Straße usw. kommen weitere Mittel herein. Mit beachtlichem Organisationstalent haben es die Schüler erstens geschafft, daß die gesamte Bevölkerung von der Bedeutung dieses Tages weiß und sie entsprechend unterstützt und zweitens, daß die Regierung sich bereit erklärte, an diesem Tag der guten Werke, dem 15. Oktober, schulfrei zu geben.

Die Pläne werden schon Monate im Vorhinein ausgearbeitet. Zugkräftige Plakate werden entworfen und gedruckt, dazu

Broschüren, Faltblätter, Klebezettel. Ein wohldurchdachtes System von Ausschüssen, Unterausschüssen und Diskussionskreisen wird aufgebaut. Eine Woche vorher werden an fünf Punkten Schwedens Zentralstellen eingerichtet: in Stockholm, Göteborg, Malmö, Orebrö und Esilstuna. Ihnen wird eine Sonder-Telefonnummer zugeteilt, die öffentlich bekanntgemacht wird, so daß alle Erwachsenen, die jugendliche Helfer brauchen, sie anrufen können. In anderen Landesteilen wird die Bevölkerung gebeten, sich schriftlich oder telefonisch an die nächstgelegene Schule zu wenden. Im „Hauptquartier“ in Stockholm sind 45 Schülerinnen eine Woche lang voll damit beschäftigt, Anfragen aufzunehmen: Welche Art Arbeit wird gewünscht? Werden Jungen oder Mädchen dazu gebraucht? Wie viele und für welche Zeit?

Die Anfragen strömen herein, und wohlbekanntere Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens beeilen sich, unter den „Hilfesuchenden“ zu sein. Schauspielerinnen müssen plötzlich dringend ihre Fenster putzen lassen, Parlamentsmitglieder möchten ihren Wagen gewaschen haben, bekannte Journalisten wollen mit Hilfe eines Schülers rasch ihr Auto auf-tanken lassen, König Gustav Adolf

braucht ein paar junge Leute, um den königlichen Marstall ausfegen zu lassen. Die ungewöhnlichsten Anfragen des letzten Jahres: Zwei Schulmädchen wurden gewünscht, um auf eine Schwiegermutter aufzupassen!

Doch die Schweden sind ein realistisches Volk. Wenn sie für etwas Geld ausgeben, wollen sie sicher sein, daß es richtig an den Empfänger gelangt: Mit Unterstützung von „Rädda Barnen“, der schwedischen Zweigorganisation der Internationalen Union für Jugendschutz, hat die SECO dafür gesorgt, daß das Geld von einem Treuhänderrat verwaltet wird. Er besteht aus führenden Mitgliedern der schwedischen Gemeinde in der peruanischen Hauptstadt Lima.

95 v. H. sind Analphabeten

Die Indianerdörfer von Peru wählte die SECO unter einer Anzahl vielversprechender Projekte aus. Die jungen „Funktionäre“ der schwedischen Schülerorganisation machten sich die Entscheidung nicht leicht. Einer wurde sogar nach Peru abgesandt, um sich die Situation an Ort und Stelle anzusehen.

Das Ergebnis: Etwa die Hälfte der elf Millionen zählenden Bevölkerung Perus

ist indianischer Abstammung. Von den Konquistadoren aus dem reichen Küstenstreifen vertrieben, ließen sie sich im Bergland nieder. Dort, in der Sierra, hausten sie seit Jahrhunderten an den Hängen und in den Hochtälern der Anden, 3000 bis 5000 Meter ü. d. M. Nicht nur die Konquistadoren vergaßen sie. Seit es einen selbständigen Staat Peru gibt, haben auch die verschiedenen Regierungen sich kaum um die „pueblos olvidados“ gekümmert. Als der derzeitige Präsident Perus, Fernando Belaunde, gewählt wurde, beschloß er, diesen Zustand endlich zu ändern und auch diesen fünf Millionen Menschen, die so lange vernachlässigt worden waren, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Eine uralte Einrichtung hatte übrigens die Jahrhunderte der Armut und Abgeschiedenheit überdauert: die Minga. Das war eine Art genossenschaftliches Wirtschaftssystem der Inkas, dazu bestimmt, Verbesserungen für die ganze Gemeinde durch Gemeinschaftsleistungen zu erreichen. Jahrhundertlang wurde diese Tradition durch staatliche Verbote und Gesetze unterdrückt oder eingeengt, doch lebte sie in den einstigen Inka-Dörfern immer noch fort. Jetzt wird sie in neuer Form im Rahmen der Cooperación Popular fortgeführt, einer Volksbewegung auf genossenschaftlicher Grundlage, die innerhalb von zwei Jahren bereits beachtliche Ergebnisse gezeitigt hat.

Das Prinzip der Cooperación Popular sieht so aus: Die Regierung stellt Material und fachliche Beratung für den Wiederaufbau und die Modernisierung der Dörfer; die Arbeitskräfte aber stellen die Dörfer selbst. An vielen Punkten der Sierra wurden Beratungsstellen eingerichtet, so daß die Dorfbewohner, wenn sie staatliche Hilfe beantragen wollen, nicht mehr tage- oder gar wochenlang bis nach Lima zu reisen brauchen, wie das früher nötig war. Sie finden in nächster Nähe fachkundige Ratgeber, die ihre Wünsche anhören und ihnen Material und technische Hilfe beschaffen. Jeder dieser Außenposten beschäftigt einen kleinen Stab von Ingenieuren, einen Architekten, einen Arzt usw. Niemandem werden Rat und Hilfe aufgedrängt. Nur auf Antrag werden Mittel gewährt. Die Inkas sind nämlich immer noch ein stolzes und un-

abhängiges Volk. Und auf jedem neuen Gebäude prangt ein Schild mit der Inschrift: „El pueblo lo hizo“ – „Vom Volke erbaut“.

1964 wurde ein weitergehendes Hilfsprogramm eingeleitet: Während der langen Semesterferien wurden Studenten der Universitäten in die Dörfer geschickt, die Unterstützung für besondere Vorhaben erbeten hatten. Jede dieser Freiwilligen-Gruppen bestand aus etwa einem halben Dutzend Studenten der verschiedenen Fakultäten, so daß sich jeder auf seine Weise nützlich machen konnte. Die Medizinstudenten halfen bei Impfungen und Krankenbehandlung, die Ingenieurstudenten bei der Planung von Brücken, Straßen und Wasserleitungen, die Studenten der Landwirtschaftlichen Hochschulen bei Ackerbau und Viehzucht, die Geisteswissenschaftler beim Unterricht in den Schulen oder Abendkursen für Erwachsene. Da längst nicht alle Inkas Spanisch sprechen, teilte man jeder Gruppe mindestens einen Studenten zu, der mit dem Inkadialekt der Gegend vertraut war. Im ersten Jahre meldeten sich 500 Studenten. 1965 wurden bereits 1200 aus einer weit größeren Zahl von Hilfs-willigen ausgewählt. Dieses Jahr sind es rund 2000.

Doch es ist noch so viel zu tun. Je mehr sich die Erfolge der Cooperación Popular herumsprechen, desto zahlreicher werden die Anfragen aus den Dörfern. Das Geld der schwedischen Aktion Dagsverke fand sehr schnell seine Zweckbestimmung: Ein typisches Projekt ist das Notstandsgebiet von Sicuani, in der Provinz Cuzco, im Süden. Dort leben, auf 30 Dörfer verstreut, rund 100000 Inkas. Durchschnittliche Höhe dieser Berg-gemeinde: 4000 Meter ü. d. M. 95 v. H. der Bevölkerung sind Analphabeten. Von einem Teil der schwedischen Schüler-spende sollen zehn Schulen für je 120 Indianerkinder in dieser Provinz errichtet werden, d. h. das Geld wird zum Ankauf von Material und für den nicht eben billigen Transport der Baustoffe zu den abgelegenen Bergdörfern verwendet. Die Bauarbeiten selbst werden die Dorfbewohner ausführen. Und ihre Kinder werden eines Tages lernen, wem sie es zu verdanken haben, daß sie ihr Leben nicht in Unwissenheit verbringen müssen. (UNESCO)



Industrie
gewerkschaft
Chemie
Papier
Keramik

7. Zentrale
Jugend
Konferenz
Bremen
27. - 28. Mai 66

Das Bild von der heutigen Jugend wird oft bewußt verzeichnet. Die Gewerkschaftsjugend gibt jedoch das beredte Beispiel, wie sehr junge Menschen bereit sind, sich für die Interessen anderer einzusetzen; so im Betrieb als Jugendvertreter und in den Gewerkschaften beim Bemühen um mehr Wissen und einen eigenen politischen Standort. Gerade bei der Auseinandersetzung bei Fragen der Berufsausbildung und Mitbestimmung, der Notstandsgesetzgebung und dem Verlangen nach Frieden und Freiheit in aller Welt wird diese Jugendkonferenz vor der Öffentlichkeit den Beweis antreten müssen, wie sehr sie sich für andere mitverantwortlich fühlt.“ Das sagte der Vorsitzende der IG Chemie-Papier-Keramik, Wilhelm Gefeller, bei der Eröffnungsveranstaltung der 7. Zentralen Jugendkonferenz zu den zahlreichen Gästen und den 87 Delegierten, die nach Bremen gekommen waren, um Bericht über ihre Arbeit der vergangenen Jahre zu geben und über kommende Aufgaben zu diskutieren. Eine Solidaritätserklärung sandten sie an die streikenden Seeleute in England.

Besonderer Wert soll auf die Ausbildung junger Vertrauensleute in den Betrieben gelegt werden. Hierzu sagte Oetjen: „Der junge Vertrauensmann muß begreifen, daß er seine gewerkschaftliche Aufgabenstellung – auch bei der Lösung von alltäglichen sozialen Problemen am Arbeitsplatz – nur bewältigen kann, wenn ihm einsichtig geworden ist, daß die sozialen Konflikte Auseinandersetzungen über gesellschaftliche Interessengegensätze sind, die nicht mit Partnerschaftsformel überwunden werden können.“ Verstärkte Bildung der jungen Vertrauensleute im Betrieb ist also eine der vordringlichsten Aufgaben.

In der regen Diskussion zum Geschäftsbericht wurde über das teilweise mangelhafte Verhältnis der Betriebsjugendvertreter mit Betriebsräten geklagt, die Forderung nach einer strafferen Durchführung des Jugendarbeitsschutzgesetzes erhoben, das längst fällige Jugendberufsausbildungsgesetz gefordert, über die Arbeit der Jugendgruppen gesprochen und Verbesserungen der gesamten Jugendarbeit angeregt.

Aus dem Arbeitsbericht, den der Jugendleiter beim Hauptvorstand, Hinrich Oetjen, gab, ging hervor, daß die Zahl der Mitglieder unter 21 Jahren 32500 beträgt. Sie hat sich in den vergangenen Jahren etwas verringert. Diese Frage ist also eine der vordringlichsten. Die Delegierten waren sich einig darin, daß die Erhöhung der Zahl der jungen Mitglieder in den nächsten Jahren die Hauptaufgabe ist. Erfreulicher war die Zunahme der Betriebsjugendvertreter, von denen 86 v. H. der Gewerkschaft angehören. Für ihre Jugendbildungsarbeit entwickelte die Gewerkschaft, unter Mithilfe von Wissenschaftlern, einen Stufenplan mit neuen Methoden und Techniken des Lernens und Lehrens. 350 Lehrgänge wurden nach diesen neuen Methoden durchgeführt, an denen sich 2000 Jugendliche beteiligten. Weitere 9000 Teilnehmer hatten andere Lehrgänge der Gewerkschaft besucht. Internationale Seminare in England, Frankreich und Jugoslawien hatten mehr als 500 Teilnehmer.

Zur Arbeit in den Jugendgruppen, von denen es in der Gewerkschaft 87 gibt, wozu noch 17 Arbeitskreise und Studienzirkel kommen, sagte Oetjen: „Wir hoffen, die Schwächen der Jugendgruppenarbeit dadurch zu überwinden, daß wir durch Vertrauensleutegruppen, also Funktionärteams und Bildungsarbeit, die ebenfalls ein Engagement für mindestens ein Jahr bedeutet, andere Wege der Jugendarbeit beschreiten. Wir wollen dabei die Gruppenarbeit nicht aufgeben, sondern durch neue Formen und Methoden der Jugendarbeit ergänzen.“

Foto: Werner Bischof



Fortsetzung von der vorigen Seite



Diskussionen ...

Werner Vitt, der Leiter der Referate Jugend und Bildung beim Hauptvorstand, hielt unter dem Titel

Unser gesellschaftspolitischer Auftrag

Ein Beitrag zum Selbstverständnis der Gewerkschaftsjugend einen Vortrag, von dem er sagte: „Seine provozierenden Formulierungen sollen die inzwischen zäh in Gang gekommene Grundsatzdiskussion über den Inhalt und die Aufgabe der Stellung der Gewerkschaftsjugendarbeit innerhalb und außerhalb der gesamten Gewerkschaftsbewegung in Gang bringen helfen.“

Werner Vitt lehnte in seinem Referat Globalurteile über die heutige Jugend ab.

„Bis heute“, so sagte Werner Vitt, „sind die Träger des gegenwärtigen Gesellschaftssystems den Anforderungen eines technisch-industriell orientierten 20. Jahrhunderts, die den künftigen Menschen in seinem Verhalten und in seinen Erwartungen entscheidend prägen werden, nicht gerecht geworden. Trotz der bitteren geschichtlichen Erfahrungen hat man im Bereich der Bildungs- und Schulpolitik keine durchgreifenden Konsequenzen gezogen, – wenn wir einmal von den positiven Versuchen kurz nach 1945 absehen. Unsere Schulsysteme – insbesondere die Volksschule – sind den modernen technischen Verhältnissen der Industrielwelt nicht gewachsen. Unsere Schulen müssen aufgrund ihrer mangelhaften Ausstattung und der Überforderung der Lehrer weitgehend als autoritär geprägte ‚Lernanstalten‘ angesehen werden. Die sozialen und sprachlichen Barrieren werden nicht energisch genug abgebaut, um die Talente und Begabungen bei den Jugendlichen aus Arbeitnehmerfamilien für die Bewältigung der gesellschaftlichen Zukunftsaufgaben zu nutzen.“

Weiter sagte Werner Vitt: „Darum müssen die jungen Menschen schon heute auf die künftigen Veränderungen vorbereitet werden, indem sie lernen, die heutigen gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnisse in Frage zu stellen. Das analytische Denken kann aber nur gesteigert werden, wenn es gelingt, bei den Jugendlichen ein stärkeres Interesse für das politische und soziale Zeitgeschehen zu wecken. Die analysierende problemorientierte Denkfähigkeit ermöglicht dann dem jungen Menschen, die eigenen und die sozialen Probleme im Kollektiv einer Lösung zuzuführen.“

„Für das politische Klima in der Bundesrepublik ist kennzeichnend, daß das politische Bewußtsein von Dogmen und Tabus überlagert wird“, sagte Werner Vitt. „Die Grundrechte des Grundgesetzes dürfen nicht mehr als Teilnahmerechte, sondern als Auftrag für den politischen Bürger angesehen werden. Aber auch die Demokratie als Herrschaftssystem darf nicht zum Tabu gemacht werden. Auch sie muß der kritischen Beurteilung unterworfen sein, wenn es darum geht, zu beurteilen, ob die politischen Mandatsträger, die staatlichen Institutionen oder die zur Machtausübung Berufenen nach den Prinzipien der Demo-



und Diskussionen ...

Und wie denkst du darüber?



kratie handeln. Das ist weder ‚Staatsverdrossenheit‘ noch Gesinnung eines ‚Trittbrettfahrers‘ des Staates, sondern politischer Auftrag und Verpflichtung eines jeden Bürgers. Wenn man das nicht mehr tun darf, dann scheint schon alles verloren zu sein, – dann hat der Opportunismus gesiegt.“

In seinem Referat befaßte sich Werner Vitt auch mit der Rolle der Gewerkschaften in unserem Staat:

„Die Gewerkschaften haben zur Verwirklichung der Demokratie in allen Bereichen des politischen und gesellschaftlichen Lebens eine große Erziehungsaufgabe zu erfüllen. Als politisch autonome Gesellschaftsorganisationen, als politisch mitgestaltende Faktoren müssen sie sich den sichtbar gewordenen autoritären Tendenzen energisch widersetzen, wenn sie nicht ihren historischen Auftrag und die Interessen ihrer Mitglieder sträflich vernachlässigen wollen. Sie müssen deshalb den Widerstand gegen Ungerechtigkeit, Ausbeutung und Willkür organisieren.“

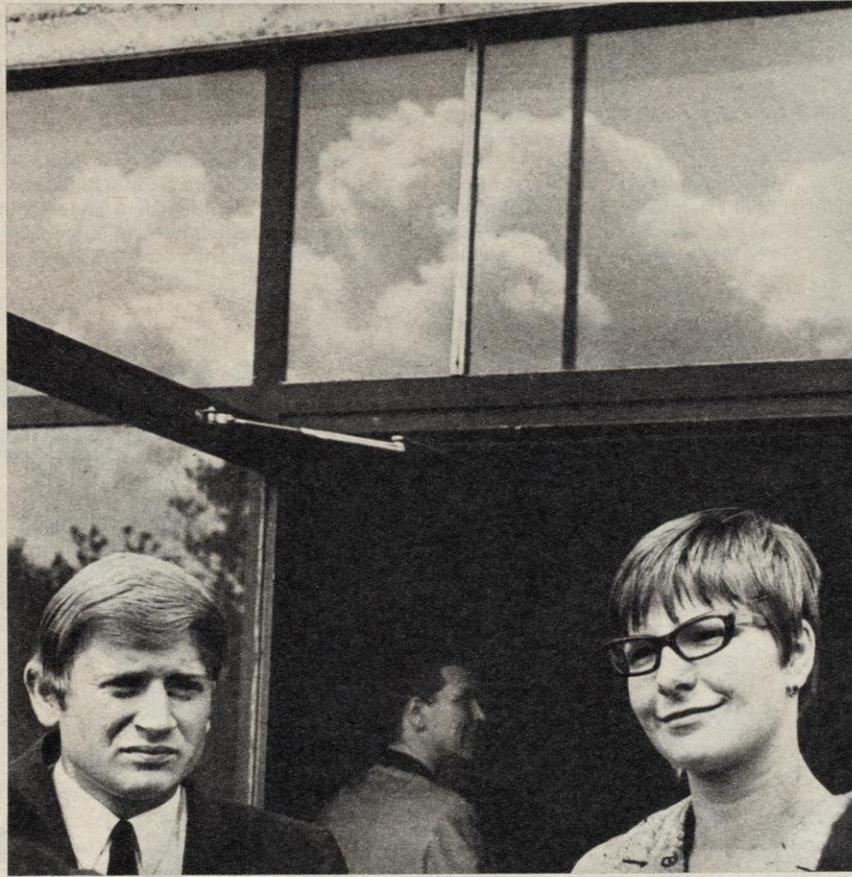
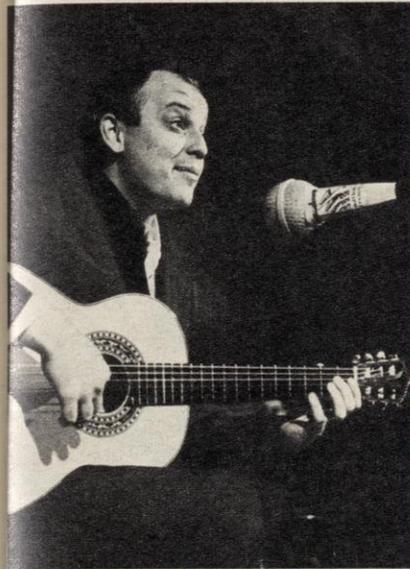
Hier stellt sich allerdings die Frage: Sind die Gewerkschaften dazu in der Lage, oder haben sie sich schon zu sehr an das vorherrschende gesellschaftliche und ökonomische Ordnungssystem angepaßt? – Besteht nicht auch für die Gewerkschaften die Gefahr, daß sie ebenfalls der Verapparatur unterliegen und sich mehr und mehr von ihren Mitgliedern trennen? – Ist die demokratische Mitgestaltung der Mitglieder gesichert? – Ist eine wirksame Kontrolle der hauptamtlichen Funktionäre gewährleistet? – Können die institutionalisierten Gruppen (wie zum Beispiel Frauen, Angestellte, Jugend) uneingeschränkt an der sozialen und politischen Willensbildung mitwirken, oder werden sie von der funktionalen Apparatur daran gehindert? –

Das ist eine Reihe von Fragen, die da oder dort Verwunderung, vielleicht sogar Verärgerung hervorrufen können. Trotzdem sind diese Fragen erlaubt; denn schließlich ist die Gewerkschaftsbewegung eine offene Gesellschaftsorganisation, die nur leben kann, wenn auch die demokratischen Prinzipien und die belebenden, ja, motorischen Diskussionen keiner Beschränkung unterworfen werden. Es ist nämlich nicht damit getan, daß man in diesem Zusammenhang nur auf die Satzung verweist, sondern es kommt auf die Verwirklichung der demokratischen Mitbestimmungs- und Entscheidungsmöglichkeiten an. Diese sind – im Vergleich auch zu anderen demokratischen Gesellschaftsorganisationen – weitestgehend gegeben; denn die Gewerkschaften und ihre Funktionäre müssen sich täglich um die Mitglieder und um ihre Interessen bemühen. Das ist nicht einfach; das verlangt Opfer und Selbstlosigkeit. Die demokratische Bewußtseinsbildung hat darüber hinaus auch dazu beigetragen, daß die Mitglieder von ihrem Kontroll- und Entscheidungsrecht in vollem Umfange Gebrauch machen und sich jeder autoritären Einflußnahme durch den bürokratischen Apparat widersetzen.“



Fotos: Udo Hoffmann

Dieter Süverkrüp sang Lieder gegen den Krieg in Vietnam



Diskussionsredner



Die Rolle der Gewerkschaftsjugend in diesem Spannungsfeld umriß Werner Vitt so: „In einer Gesellschaftsorganisation, in der meistens die Älteren nicht nur die funktionale Macht, sondern auch die Autorität besitzen, wird es immer zu Spannungen kommen. Das wird zumeist dann der Fall sein, wenn die junge Generation aufgrund ihrer vitalen ‚Aktivitäten‘ ‚heiße Eisen‘ anpackt und zu politischen Aussagen kommt. Eine Solidarität in alters-differenzierten Gesellschaftsorganisationen kann aber nur dann hergestellt werden, wenn die nun einmal formulierten Ziele für alle verbindlich sind und nicht aus opportunen oder alters-egoistischen Motiven der Taktik oder der gesellschaftspolitischen Anpassung geopfert werden.“

Häufig ist es jedoch so, daß die von der Jugend formulierten politischen Ziele zwar von den älteren Funktionsträgern verbal anerkannt werden – sie sich aber nicht damit identifizieren. Diese Divergenz dürfen wir als Gewerkschaftsjugend jedoch nicht überbewerten; sie sollte vielmehr für uns Veranlassung sein, durch beharrliche und überzeugende

Arbeit die Willens- und Meinungsbildung innerhalb der Gewerkschaftsbewegung zum Tragen zu bringen. Wir sollten daher alles vermeiden, was uns in die Isolierung drängen könnte.

Die Gewerkschaftsjugend muß aber auch gleichermaßen allen Bestrebungen mit Entschiedenheit entgegentreten, die die Absicht verfolgen, die gewerkschaftliche Jugendarbeit völlig organisatorisch zu institutionalisieren und in ihrer politischen Willensbildung zu lähmen. Die politische Willensbildung und die freie Meinungsäußerung sind die überragenden Vorrechte einer Demokratie, und auf sie kann und darf die Gewerkschaftsjugend nicht verzichten, wenn sie nicht hoffnungslos konformistisch werden will. Die Demokratie verlangt einen ständigen Einsatz, und sie kann nur erhalten werden, wenn die Überzeugungskraft als das für alle verbindliche demokratische Mittel anerkannt wird.

Die Gefahr, daß auch die gewerkschaftliche Jugendarbeit zum festen Bestandteil des gesellschaftlichen und politischen Konformismus werden kann, ist nicht zu leugnen. Die Gewerkschafts-

jugend muß sich deshalb – neben der sozial zweckbestimmten Zielsetzung – davon leiten lassen, die gesellschaftliche und politische Gegenwart aus der Position der arbeitenden Jugend einer ständigen Kritik zu unterziehen. Sie muß das gesellschaftliche und ökonomische Sein der erwerbstätigen Jugend immer wieder in Frage stellen, um somit dem jungen Arbeitnehmer zu ermöglichen, seinen eigenen Standort zu erkennen.“

Beifall begleitete den Vortrag von Werner Vitt, aber es gab keine wesentliche Diskussion, weil seine Gedanken wohl für viele der jungen Delegierten manch harte Überlegungen erforderten. Über 100 Anträge und Entschlüsse waren zu verabschieden. Viele waren mit politischer Brisanz geladen. Einig war man sich in der Forderung nach vollem Urlaubsgeld für Jugendliche, in der Gewährung von Bildungsurlaub, in der Frage nach erweiterter Mitbestimmung und Herabsetzung des Wahlalters, zur Friedenspolitik und an der Teilnahme am Ostermarsch, in der Frage von Ostkontakten und Informationsreisen in osteuropäische Länder, in der Ablehnung

der Notstandsgesetze. Eine Entschlie-ßung zum Krieg in Vietnam, von der Antragskommission zur Annahme empfohlen, wurde abgelehnt, dafür eine in ihren Schlußfolgerungen härtere angenommen. Ähnlich erging es einigen anderen Anträgen, obwohl Vitt und Oetjen ans Rednerpult traten.

In einer mit Mehrheit angenommenen Entschlie-ßung heißt es, die Delegierten hätten „mit Empörung davon Kenntnis genommen“, daß der stellvertretende Vorsitzende der SPD, Herbert Wehner, die Gegner der Notstandsgesetzgebung „unqualifiziert scharf angegriffen hat“.

★

Trotz einiger Mißtöne: eine gute Konferenz. Junge Menschen, die sagen, was sie denken, auch wenn manchmal weniger die politische Vernunft, als vielmehr die Empörung über unhaltbare Zustände in der Bundesrepublik und in der Welt in ihren Worten Ausdruck fand.

Hadobu

Spaghetti-Tage

Kurzgeschichte von Irene Dickman

James Adair traf die wichtigste Entscheidung seines Lebens einer Katze wegen – einer mageren, streunenden schwarzen Straßenkatze, die auf einem Dach spazierte. Die Katze gehörte ihm nicht, er kannte sie nicht einmal. Und eigentlich mochte er Katzen überhaupt nicht leiden. Sie war nur gerade im rechten Moment erschienen, als er dastand und nach einer Entscheidung suchte. Und er fand sie durch die Katze.

Wenn Sie Kunstliebhaber sind und obendrein Geld haben, könnten Sie sagen: „Ich habe einen Adair. Ich habe ihn auf seiner letzten Ausstellung erworben... Der Junge mit der Angel.“ Und Sie würden sich freuen, ein Bild von James Adair zu besitzen – nicht nur, weil es ein Adair ist, sondern weil seine Bilder so bezaubernd sind – voller Sonnenlicht, Himmel und blauem Wasser. Selbst wenn Sie nicht viel von Kunst verstehen – die Gemälde von James Adair würden Sie lieben.

Als James und Judy heirateten, hatten sie nichts als zwanzig Pfund und jeder einen dummen, schlechtbezahlten Job. Ihre Freunde sagten ihnen baldige Scheidung oder Hungertod voraus. Die letzte Voraussage traf tatsächlich beinahe ein – allerdings erst, als sie schon fast ein Jahr verheiratet waren. Sie hatten geheiratet, weil James gemeint hatte, es sei einfach unmöglich, Judy zu kennen, ohne sie heiraten zu wollen – und Judy war es ebenso gegangen. Zuerst ging alles wunderbar. Sie hatten eine klitzekleine Etagenwohnung mit einem Miniaturbalkon, auf dem Judy Topfpflanzen zog. Sie betreute die Pflanzen so liebevoll, daß sie trotz der rußüberladenen Luft tatsächlich monatelang blühten, bis die Blätter an den Rändern vergilbten, die Stengel schlaff wurden und – sie starben.

James malte nur an den Wochenenden und manchmal nachts, obwohl er das Nachtlicht für seine Bilder nicht liebte. Er war ein Maler aus Leidenschaft, und der Zwang zu malen durchdrang ihn wie ein körperlicher Schmerz. Aber da jemand, der Teppiche verkauft, seine Gedanken bei den Teppichen haben sollte und nicht beim Malen, konnte es nicht ausbleiben, daß James nur sehr wenige Teppiche verkaufte. Und so kam der Tag, an dem der Ladeninhaber den erfolglosen Verkäufer entließ, er zahlte James den Lohn für zwei Wochen und die Ferien, die ihm zustanden, aus.

Am Abend nahm James Judy's Hand, spielte mit ihren Fingern – und sie überlegten hin und her. Dann machten sie Kaffee und überlegten weiter.

Der Entschluß, daß James zu Hause bleiben sollte, kam von Judy. James nämlich war hin- und hergerissen zwischen der Vorstellung, daß ein Mann seinem eigenen Hausstand vorstehen sollte – daß aber andererseits die Aufgabe eines Künstlers das Malen sei. So beschlossen sie, daß James zu Hause bleiben sollte – erst einmal für einen Monat oder zwei. Sie wollten es versuchen und sehen, wie es ginge.

Später, als die Erinnerung an die Bitterkeit dieser bösen Tage verblaßt war, konnten sie darüber reden oder sogar lachen. Die Spaghetti-Tage nannten sie sie – und das traf es genau. Nicht, daß sie Spaghetti nicht gemocht hätten, aber es wurde ihnen zum Symbol für das Mißgeschick, das ihnen jede Wendung zum Besseren vereitelte. Sie entdeckten die unbegrenzten Möglichkeiten, die erstaunliche Vielfältigkeit von Spaghetti: Bolognese gab es in guten Tagen, wenn sie sich Hackfleisch und das Tomatenpüree leisten konnten. Dann zur Abwechslung Spaghetti Bianco, mit Butter und geriebe-

nem scharfen Käse. Oder – immer vor dem Zahltag – ohne Butter und Käse. Die Spaghetti-Gerichte waren immer warm, immer sättigend – die Kost der Freiheit, das schmeckbare Symbol für die Tatsache, daß James nicht arbeiten mußte, ausgenommen an seiner Staffelei. Ein Teil ihres Mißgeschicks, so dachte Judy oft, lag darin, daß sie nicht tüchtig war. Sie konnte Diktate aufnehmen und schreiben, gut genug, um jederzeit einen Job zu finden und ihn zu halten. Aber ihre Bildung reichte nicht weit genug, sie in höhere Einkommensklassen aufrücken zu lassen. Wenn James davon gewußt hätte, wäre er darüber sehr erstaunt gewesen. Denn schließlich hatte er ja ein oder zwei Karrieremädchen gekannt und sie heiraten können, wenn er gewollt hätte – aber das hatte er nicht. Er hatte Judy gewollt. James war weder faul und nicht einmal erfolglos in seiner Malerei – aber er war ein Anfänger. Von vier Bildern, die er malte, konnte er eines an eine

Kunsthändler zu beeindrucken. Wenn Renton ihn ablehnte, müßte er einen Job als Verkäufer annehmen und wieder „Wochenendmaler“ werden. Renton saß hinter seinem riesigen Schreibtisch. Rundherum an den Wänden seines Büros hingen Bilder von Malern, die bereits berühmt waren oder es doch in Kürze sein würden. Renton war kein Künstler – er war Kaufmann. Renton verstand nichts von Kunst, für ihn war sie nur ein gewinnbringendes Verkaufsobjekt. Infolgedessen stützte er sein Urteil auf das, was er hörte – wie ein Makler. Er sieht nicht gerade verhungert aus, dachte James, während er den mächtigen rosigen Mann hinter seinem polierten Schreibtisch anblickte.

Renton streckte die Hand aus – nicht etwa zum Gruß, sondern nach den Gemälden. James reichte sie ihm hinüber. Renton hob eines nach dem anderen in die Höhe und betrachtete sie lange. „Sie sind James Adair, nicht wahr?“, sagte er

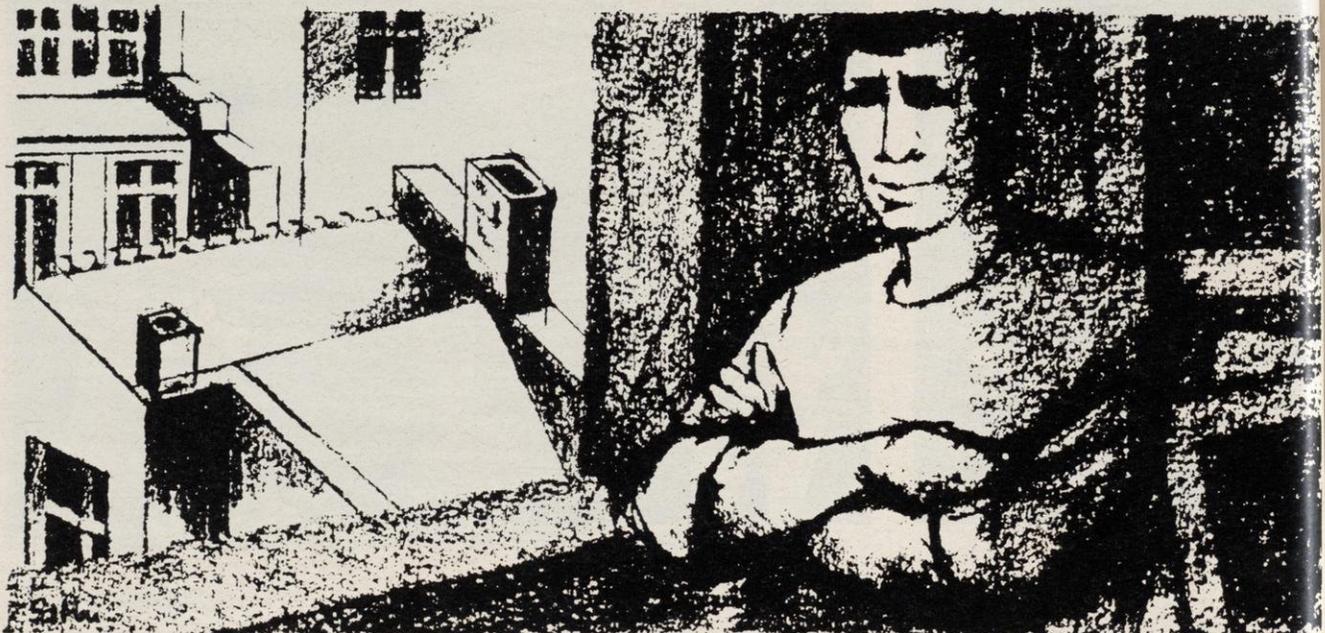
Ungewißheit und etwas Zeit zum Nachdenken.

Als James heimkam – ohne die Bilder war Judy bereits da. Der Kaffee stand schon fertig auf dem Herd, er schenkte sich eine Tasse ein und setzte sich an den Tisch.

„Ich war heute bei Guy Renton“, sagte er. „Ich habe ihm vier Bilder hingetragen.“ „Was hat er gesagt?“ wollte Judy wissen. „Er will mir morgen Bescheid sagen. Aber ich glaube doch, daß er ein Geschäft mit mir machen will.“

Sorgenvoll runzelte er die Stirn: Er wollte so gern endlich die finanziellen Sorgen von sich und Judy wälzen – andererseits aber wollte er auch ihr Leben möglichst vorteilhaft planen, und zwar so, wie er es sich vorstellte.

Judy kam um den Tisch herum und setzte sich zu ihm. „Jamie“, sagte sie, „ich möchte dir etwas sagen. Ich habe einiges über Renton gehört und weiß, wie er seine Geschäfte macht. Du sollst wissen, daß



Gemäldegalerie schicken oder zu einer privaten Ausstellung. Und von fünf ausgestellten Bildern konnte er meistens eines verkaufen. Das war für einen Anfänger ganz gut, auch wenn die Summen, die er dabei erzielte, kaum ins Gewicht fielen. Es machte gerade den Unterschied zwischen Spaghetti Bianco und Bolognese aus – den Preis für ein bißchen Fleisch und Tomaten, könnte man sagen. Schließlich kamen Leinwand und Farben auch nicht von nichts, und ohne Rahmen konnte man kein Bild zur Ausstellung schicken. Eine Zeitlang fanden die beiden diese Art zu leben ganz anregend – ihre heitere Tapferkeit trug sie über die bösesten Krisen hinweg – aber allmählich nahmen die Krisen doch überhand. Die klitzekleine Wohnung kostete eine riesengroße Miete und verschlang fast die Hälfte ihres Einkommens. Lächerlich, auch nur anzunehmen, daß sich von dem übrigen Rest gut leben ließe.

Schließlich machte sich James eines Tages auf den Weg zu einem Kunsthändler, von dem er gehört hatte, Guy Renton. Er ließ sich melden und schritt über den taubengrauen Teppich in Rentons Büro. Mit schwitzenden Händen hielt er seine Bilder umklammert. Erst jetzt wurde ihm klar, wie wichtig es für ihn war, den

dann. „Ich habe schon ein paar von Ihren Arbeiten gesehen. Diese hier sind nicht die besten, was?“

„Sie sind repräsentativ“, meinte James. „Sie haben einen langen Weg vor sich“, sagte Renton. „Wer kann mir sagen, daß Ihre Begabung hält, was sie verspricht?“ James schwieg. Er konnte nicht auf Rentons Frage antworten. Auf eine solche Frage erübrigte sich jede Antwort.

Renton betrachtete den jungen Mann über seinen Schreibtisch hinweg, sah, wie abgetragen der Stoff seines Rockes war, wie ausgebeult der Pullover unter dem Jackett. Er war ziemlich sicher, daß James durch die Löcher in seinen Schuhsohlen den kostbaren Teppich fühlen konnte.

„Lassen Sie mir die Bilder hier“, sagte er, „und schauen Sie morgen wieder herein.“ Ein Hoffnungsschimmer huschte über James' Gesicht, dann blickte er den Makler unsicher an. Renton machte eine kurze Bewegung – wie um zu zeigen, daß er sich um andere, wichtigere Dinge zu kümmern habe. Er war ein schlauer Händler, dieser Renton. Er wußte, was vierundzwanzig Stunden Warten für einen hungrigen Menschen bedeutet: So machte man die besten Geschäfte – mit etwas

ich mit allem einverstanden bin – wie immer du entscheidest. Vollkommen einverstanden.“

„Sogar mit Spaghetti?“ „Sogar mit Spaghetti. Später werden wir dann immer Steaks essen.“ Aber ihr Lächeln kam nicht bis zu ihren Augen, denn die waren krampfhaft auf den Kalender gerichtet.

In drei Tagen ist die Miete fällig, dachte James. Diesmal schaffen wir es nicht ohne Hilfe, diesmal brauchen wir Hilfe. Und in diesem Moment beschloß er, jedes Angebot, das ihm der Kunsthändler machen würde, anzunehmen – ganz so, wie Renton spekuliert hatte.

Am nächsten Tag ging er zu Renton – fest und endgültig entschlossen.

James schritt den wunderbar neu aussehenden Teppich entlang und stand wieder vor Rentons Pult. Der Kunsthändler beschäftigte sich mit Papieren, aber James hatte das Gefühl, als sehe er sie gar nicht.

Schließlich blickte Renton auf und nahm seine Anwesenheit zur Kenntnis. „Ach, Adair“, sagte er. „Ich habe mir Ihre Bilder angeschaut – ich habe mir eine Menge Gedanken um Sie gemacht.“ Er bot James keinen Platz an, also blieb James stehen. „Ich denke, ich will das

Spiel mit Ihnen wagen. Das sind meine Bedingungen. Ich gebe Ihnen zehn Pfund die Woche – ein Jahr lang, und Sie zahlen mir in Bildern zurück – mit allem, was Sie malen. Ich werde entscheiden, was verkäuflich ist und was nicht, während dieser Zeit. Mehr als sechs gute Bilder werden Sie kaum malen – und da Sie unbekannt sind, wird der Preis, den ich dafür erziele, nicht hoch sein.“ Er lehnte sich vor und spreizte die Hände in einer erklärenden Geste. „Ja, und wenn ich mein Geld wieder hereinkriege, oder doch einen Teil davon, werden Sie einen Vertrag unterzeichnen, der mir fünf Jahre lang das Verkaufsrecht für all Ihre Bilder einräumt. Ausbezahlt werden Sie natürlich erst, wenn alles verkauft ist, weil Sie ja nach dem ersten Jahr freischaffender Künstler sind, und ich dann nur meine Maklergebühr bekomme. Die Einzelheiten werden wir besprechen, wenn es soweit ist.“

Da stand nun James und blickte auf den Mann hinter dem Schreibtisch. Das also war es, worauf er gewartet und gehofft hatte. Dieser Mann will mein Werk in Stücke schneiden – nicht nach Gesichtspunkten der Kunst, sondern danach, ob es sich verkaufen läßt und wieviel es einbringt. Renton wird mich fördern, er wird mich in Kragen und Krawatte stecken und mich antreiben und mich berühmt machen, denn – vergessen wir das nicht – er ist Kaufmann und würde sich auf nichts einlassen, wenn er nicht glaubte, ich würde berühmt... Aber – ich könnte malen, statt Teppiche zu verkaufen oder Eischläger und Enzyklopädien von Haustür zu Haustür zu tragen. Wir könnten die Miete bezahlen und Judys zerquält-beorgtes Aussehen wird verschwinden. Und ich bin auch nur ein Mensch, ich möchte Geld verdienen. Ich möchte berühmt sein. Vielleicht bin ich ein Feigling. Vielleicht habe ich nicht die Kraft, für meine Kunst zu hungern – jedenfalls nicht, wenn Judy auch hungern muß.

„Zehn Pfund die Woche ist nicht viel, Mr. Renton“, sagte er.

„Wie wäre es mit fünfzehn?“
Nachdenklich kniff Guy Renton die Oberlippe zusammen. „Also gut“, sagte er.
„Fünfzehn Pfund die Woche für zwei Jahre, und dann sieben Jahre Ihr Verkaufsagent. Wie gefällt Ihnen das?“

„Ich möchte es mir einen Moment überlegen“, sagte James. Er trat an das Fenster und blickte hinaus. Ich werde zustimmen, dachte er. Ich wäre ein Narr, es nicht zu tun. Ich werde besser malen, wenn ich besser leben und mich nicht so viel wegen Judy sorgen muß.

Da am Fenster gab es nicht viel zu sehen. Nur Dächer und unten ein Garten – überwuchert von hochgeschossenem, wüsten Unkraut, und dann schon wieder die Rückwand des gegenüberliegenden Hausblocks.

Und dann kam über das Dach herab eine Katze – vorsichtig und genau berechnend nahm sie ihren Weg, wie das nur Katzen können. Es war keine besondere Katze, nur ein mageres, struppiges schwarzes Tier, dem ein halbes Ohr fehlte. Am Rande des Daches machte sie halt, hob den Kopf und starrte auf ein Fenster im nächsten Block. Hinter der glatten, beschützenden Glasscheibe sah James eine andere Katze innen auf der Fensterbank sitzen. Es war eine hübsche Schildpattkatze, mit schwarz-weiß-goldenem Fell. James sah ihre glatten Flanken in der Sonne glänzen. Als sie die Schwarze auf dem Dach entdeckte, richtete sie sich auf, miaute unhörbar und schlug mit sanften Pfoten wirkungslos gegen die Scheibe. Eine Frau trat durch den Raum ans Fenster und schlug lang und heftig auf



die Katze ein. Mit der anderen Hand stellte sie eine Untertasse auf das Fensterbrett und verschwand dann. Im nächsten Moment kam sie mit der Milchflasche zurück, goß die Untertasse voll und fing nun an, die Katze zu kosen. Die rührte sich erst gar nicht, stieß dann mit dem Kopf gegen die Hand der Frau, schlich zu dem Tellerchen, duckte sich nieder und trank.

Die schwarze Gassenkatze war das Warten leid geworden und sprang in den verwilderten Garten hinunter und sonnte sich. Dann sprang sie auf und verfolgte irgendein Tier, eine Maus oder eine Eidechse im Unkraut. Einen Moment noch war ihr ruppiger Schwanz wie ein trotziges Banner sichtbar – dann verschwand sie.

Sieh an, dachte James. Sollte man Mitleid haben mit der gepflegten hübschen Katze, weil sie einmal jagen wollte und statt dessen in ihrer Ecke bleiben mußte und Milch trank? Dieses Tier hatte ein leichtes Leben – Milch in seinem Schälchen, das beste Fleisch und kostbare Fischhappen. Wenn es regnet kann sie auf ihren Kissens liegen und die Regentropfen beobachten, die am Fenster herabrollen. Aber – erreichen kann sie sie nicht, denn dazwischen ist die Scheibe. Die schwarze Katze aber muß irgendwo unterkriechen, und wenn die Deckel der Müllkästen zugeklappt sind, muß sie verhungern. James blickte auf das raschelnde Unkraut im Garten. Dort unten, dachte er, lebt eine Katze ihr Katzenleben. Vielleicht, wenn sie wählen könnte, würde sie gern wie die Schildpattkatze leben. Aber wählen können nur Menschen. Eine Katze muß sich, so gut es geht, mit den Umständen abfinden.

„Sie brauchen recht lange zu Ihrem Entschluß, Mr. Adair“, sagte Renton hinter ihm.

„Ich habe mich entschieden“, sagte James mit ausgesuchter Höflichkeit. „Sie können zum Teufel fahren, Mr. Renton. Aber ich bin von Natur aus eine Straßenkatze.“

Diesmal war er vor Judy zu Hause, und das Essen war fertig, als sie kam.

„Unsere Spaghetti sind gleich gar“, sagte er.

Das war die Entscheidung. Judy wußte es, und sie war einverstanden. Später würde er ihr alles genau erzählen, wie das Angebot ausgesehen hatte und warum er es abgelehnt hatte. Sie konnte warten.

Als sie die Spaghetti aufgetragen hatten und die Gabeln in die dampfende Masse stippten, sagte Judy: „Eines Tages, weißt du, werden wir darüber lachen. Wenn es überstanden ist, werden wir darüber lachen.“

Und sie taten es. Zuerst freilich war ihr Lachen ein wenig zaghaft. Später dann, als die Kinder geboren waren und sie das Haus oben in den blauen Bergen gekauft hatten, verblaßte die bittere Wirklichkeit, wie sie es vorausgesagt hatte – und sie lachten alle zusammen.

Manchmal aber kochte sie wieder Spaghetti – mit allem was dazu gehört –, wie zum Spaß, und weil es immer gut ist, auf schlechte Zeiten, die vorbei sind, zurückzusehen. Nur die Spaghetti schmeckten nie wieder so wie damals.

Wie jeder Bürger, der einen Anwalt aufsucht, um sich in einer bestimmten Sache beraten oder vertreten zu lassen, ist in gleicher Weise das Gewerkschaftsmitglied bei einem Anliegen auf arbeitsrechtlichem Gebiet schon im eigenen Interesse verpflichtet, seinem Prozeßvertreter, wie man so sagt „reinen Wein einzuschenken“, d. h. also, ihm einschränkungs- und rückhaltlos die nackte Wahrheit über die Vorgänge zu sagen, die z. B. Anlaß zu einer Entlassung gewesen sind. Je eindeutiger der Anwalt oder Prozeßvertreter den Sachverhalt kennt, und zwar in jeder, also auch in negativer Hinsicht, desto eher ist er in der Lage, sich frühzeitig und rechtzeitig genug auf eine entsprechende Rechtsverteidigung einzustellen. Darüber hinaus ist bei exakter Kenntnis aller Einzelumstände der Prozeßvertreter in der Lage, seiner Partei, also hier dem Gewerkschaftsmitglied bzw. der rechtsschutzgewährenden Gewerkschaft, mit einiger Sicherheit zu sagen, welche Aussichten bestehen, sei es, daß mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit beim Arbeitsgericht der Klage stattgegeben wird oder aber ein Vergleich angestrebt werden sollte und schließlich, von einer Übernahme des Falles gänzlich Abstand zu nehmen, da die Rechtsverfolgung aussichtslos erscheint oder ist. Schließlich sollte jedes Gewerkschaftsmitglied in einer derartigen Situation daran denken, daß durch unvollständige oder gar unrichtige Angaben der Prozeß verloren gehen könnte und dadurch unter Umständen nicht unerhebliche Kosten entstehen könnten, die schließlich die rechtsschutzgewährende Gewerkschaft zu tragen hat, und das heißt wiederum, daß solche völlig unnötigen Kosten von den doch oft sauer verdienten Mitgliedsbeiträgen der Gewerkschaftskollegen bezahlt werden.

Die Aufgabe des Prozeßvertreters ist nicht leicht!

Wie im Anwaltsberuf gilt auch dem einzelnen Prozeßvertreter viel Kritik wegen seiner in Erscheinung tretenden Einseitigkeit innerhalb des Rechtsstreits. Dabei wird völlig übersehen, daß diese Einseitigkeit gerade ein in der Art dieser Tätigkeit überhaupt gewolltes und notwendiges Element ist. Der Prozeßvertreter hat dem Recht des Streits in der Weise zu dienen, daß er mit bewußter Einseitigkeit alles hervorhebt, was in tatsächlicher und rechtlicher Beziehung zugunsten seines Mandanten, also zugunsten des Gewerkschaftsmitglieds, spricht. Denn durch die beiderseitige scharfe Herausarbeitung des Parteienstandpunktes wird die beste und zuverlässigste Grundlage für ein sachliches und objektives Urteil geschaffen, und das ist wiederum nur Aufgabe des Richters. Wenn aber der Prozeßvertreter praktisch nur der Beistand seiner Partei ist, darf selbstverständlich nicht übersehen werden, daß ihm Schranken in dieser Tätigkeit gesetzt sind, weil er nur mit rechtlich einwandfreien Mitteln als Vertreter tätig sein darf. Im übrigen gilt die erwähnte Einseitigkeit nur für das Auftreten nach außen, also vor den Gerichten und im Verkehr mit der gegnerischen Partei oder dem gegnerischen Prozeßbevollmächtigten. Bei der internen Beratung mit dem Mitglied wird der Prozeßvertreter immer auch vor allem Momente sehen müssen, die sich gegen den eigenen Standpunkt finden lassen, und zwar ausschließlich in erster Linie um seiner Partei bei der Beratung die Aussichten für ein geplan-

tes Vorgehen oder die Aussichten für ein etwa zu ergreifendes Rechtsmittel im einzelnen darlegen zu können. Hier liegt grade die zeitlich erste und die wichtigste Aufgabe, die besonders einen guten Prozeßvertreter erfordert.

Kampf um das Recht

Diese Gesamtumstände machen deutlich, daß die Arbeit eines Rechtsschutzsekretärs des DGB eine kämpferische Tätigkeit ist. Seine tägliche Arbeit ist Kampf um das Recht, Kampf mit dem Gericht, Kampf für die eigene und gegen die andere Partei, ja vielfach auch Kampf mit der eigenen Partei, um dieser eine rechtlich vertretbare und vernünftige Haltung beizubringen. Das liegt aber allein in ihrem Interesse. Häufig sind es taktische Überlegungen, die man dem Betreffenden nahelegen muß.

Wie es nicht sein darf!

Eine wegen Diebstahls fristlos entlassene Arbeitnehmerin bestritt auf Befragen mit allem Nachdruck, daß sie eine solche Handlung begangen habe. Die zuständige

Gewerkschaft gewährte Rechtsschutz, das Verfahren vor dem Arbeitsgericht wurde eingeleitet, und es kam zum Termin vor der Kammer des Arbeitsgerichts. Allein vier Zeugen, darunter ein Betriebsratsmitglied, bekundeten, daß sie die Klägerin genau beobachtet hätten, so daß kein Zweifel in dieser Hinsicht mehr möglich war. Zwar konnten durch Klagerücknahme die Gesamtkosten gemindert werden, indessen waren jedoch die Zeugegebühren in Höhe von 80,— DM im vollen Umfange entstanden und mußten schließlich von der zuständigen Gewerkschaft getragen werden.

Ein solches Verhalten ist unverantwortlich, unverantwortlich gegenüber der Gewerkschaft und ihren Mitgliedern, also den anderen Gewerkschaftskollegen, aber auch unverantwortlich gegen sich selbst. Schließlich wurde dieser Arbeitnehmerin, und zwar nunmehr vor aller Öffentlichkeit, demonstriert, daß sie sich einer strafbaren Handlung, nämlich des Diebstahls, schuldig gemacht hatte. Deshalb: Nur wahre Angaben verbürgen den Erfolg!

Günther Hoppe

Was tut der Starfighter auf der Handelsmesse?

Als junger Mensch hat man vom Handwerk nicht immer die richtigen Vorstellungen. Woher soll man sie auch haben? Im Lesebuch wird der Handwerker stets so geschildert, daß man automatisch an den Steinmetzen denkt, der mit Hammer und Schlegel am Ulmer Münster werkt. Oder an den Meister Anton an der Hobelbank. Ritsch ratsch beim trüben Schein der Ölfunzel. Und selber kennt man Handwerker höchstens vom Hörensagen. „Die Burschen sind wieder nicht gekommen“, hört man zu Hause den Vater sagen. Dann greift er in die Do-it-yourself-Kiste und macht es selbst.

Jetzt war in München die Handwerksmesse. Prima Gelegenheit, sagte ich mir. Nichts wie hin. Es war die umfangreichste Maschinenschau, die ich je sah. Daraus schloß ich, daß der Handwerker heute nicht mehr mit der Hand werkt, sondern eigentlich ein Maschinengewerk ist. Okay, dagegen ist nichts zu sagen. Bloß, warum steht davon nichts im Lesebuch? frage ich Sie.

Aber auch sonst war die Messe sehr interessant und lehrreich. Der Charakter der Hallen schwankte zwischen orientalischem Basar und internationalem Shopping-Center. Es war alles da: vom Kamelsattel bis zur Präzisionsuhr und von der Wasserpfeife bis zum deutschen Qualitätsgartenzwerg. Ob hand- oder maschinengewerk, die Frage blieb offen. War wohl auch nicht wichtig. Die Lesebuchsuggestion des mittelalterlichen Fleißbolds, dieses Trauma war ich los. Und das war die Hauptsache. Womit ich natürlich nicht sagen will, die Handwerker des zwanzigsten Jahrhunderts wären keine fleißigen Leute. Aber eben anders, Sie verstehen.

Eine Informationsschau widmete sich der Jugend im Handwerk. Dort war eine Menge zu erfahren über Berufsberatung, Fachschulen und Verdienstmöglichkeiten. Ich wollte mich schon darauf stürzen – da sah ich den Starfighter. Bitte vergessen Sie sofort wieder das Wort stürzen. War nicht so gemeint. Was tut ein ausgewachsener Starfighter auf der

Handwerksmesse? fragte ich mich. Soll er etwa für die Solidität und Vertrauenswürdigkeit des Handwerks demonstrieren? Nein. Die Bundeswehr hatte das stummelflügelige Waffensystem aufgestellt, um im Rahmen der Berufsförderung jugendliche Messebesucher wie mich auf ihre Chancen bei der Bundeswehr aufmerksam zu machen. Sehr aufmerksam. Nebenbei demonstrierte ein Taucher in einem Superbecken Unterwasserarbeiten. Am liebsten wäre ich reingesprungen bei der Mordshitze. War aber verboten. Am Stand an der Ecke kaufte ich mir dann ein Eis. Die Frau hatte einen weißen Kittel an und ließ die Tüte mit der Hand volllaufen. Das war bestimmt eine Handwerkerin.

Gerd Angermann

Wem nützt...?

Die da vom Wirtschaftswunder sprechen, es sei in Gefahr bei höheren Löhnen – sprechen von ihren Dividenden.

Die vor den Wahlen lauthals ködern mit fünfunddreißig Stunden pro Woche – danken mit höheren Preisen.

Die da belehren, Mitbestimmung, das hieße, daß alle dazwischenreden, – wollen alleine bestimmen.

Die den oft schon Verwirrten flüstern, der Arbeiter sei des Arbeiters Feind – freuen sich über die Gläubigen.

Die sich gleich Götzen nicht antastbar geben, fürchten die Frage: „Wem nützt ihre verderbte Welt?“

Horst R. Heß

Ehrfürchtige Schauer durchrieseln jeden braven Deutschen, wenn er etwas von „Grenzland“ hört. Sofort stellen sich Assoziationen ein. Er denkt an unterdrückte Minderheiten, Trachtenkleider, Volkslied. Das sind freilich Klischeevorstellungen. Bis auf das Lied, das aus der Kehle quillt. Es ist das lebenswichtige Vitamin, sozusagen das hohe C in jedem Grenzlanddasein. Oder scheint wenigstens höheren Ortes dafür angesehen zu werden. Denn auch in Flensburg, wo man seit dem Jahre 1864 den kulturellen Wettbewerb mit der dänischen Minderheit wachsam im Auge behält, sagte man sich in diesem Frühjahr: Gesang muß dabei sein! Und engagierte zwecks Vermittlung deutschen Kulturgutes an Grenzland-Teenager die Schlagerstars Manuela und Drafi. Letzterer bekannt durch das zu Herzen gehende Lied „Marmor, Stein und Eisen bricht, aber unsre Liebe nicht“.

Zum Schauplatz der als „Hit-Festivals 66“ groß angelegten Veranstaltungen wurde das Deutsche Haus gewählt, das noch aus den Tagen trutzigen Kulturkampfes gegen die dänische Minderheit in Flensburg einen fast legendären Ruf genießt. In Anbetracht der eminent kulturpolitischen Bedeutung der Show ließ das Ministerium für Gesamtdeutsche Fragen seine hilfreiche Hand und sorgte für die Bestuhlung. Die 1500 blauen Polstersessel, die von Bonner Möbelpackern in das symbolträchtige Haus gestellt wurden, bekamen die Flensburger jedoch nicht geschenkt. Wie auch! Die Sitzgelegenheiten sind Bundesvermögen und als solches sorgsam registriert. Nun hatten die Flensburger Stadtväter schon manches über allzu impulsive Reaktionen jugendlicher Fans bei ähnlichen Veranstaltungen gehört, was sie zur Vorsicht mahnte. Sie forderten daher von der veranstaltenden Hamburger Konzertdirektion eine Kautionshöhe von 15000 DM, damit nachher alles säuberlich repariert werden könnte, was möglicherweise von den Grenzlandfans zertrümmert würde. Nach einigem Hin und Her ließ man sich auf 3000 DM herunterhandeln. In der Tat war den Flensburger Stadtvätern der feine Unterschied zwischen Beat und Hit entgangen, denn bei letzterem fällt im allgemeinen kein Kleinholz an.

Aber noch etwas anderes hatten die Stadtväter falsch eingeschätzt: die Anziehungskraft ihrer beiden Stars Drafi und Manuela. Als der Vorhang aufgehen sollte, hatten kaum 300 junge Leute in den gesamtdeutschen Polstersesseln Platz genommen.

Es wird wohl immer ein Geheimnis bleiben, warum der für den kulturellen Wettbewerb an der Grenze so hochwichtige Gesang in Flensburg entfiel. Drafi und Manuela verkündeten, es sei für sie nicht zumutbar, „unter Kautions“ singen zu müssen. Sie fühlten sich „beleidigt“. Andere wollen es anders wissen. Sie sagen: Als Drafi und Manuela die überwiegend leeren Stühle sahen, sei ihnen das Lied in der Kehle steckengeblieben. Wie dem auch sei, die Veranstaltung wurde buchstäblich in letzter Minute abgesagt. Die 300 erschienenen Besucher erhielten ihr Eintrittsgeld und die gesamtdeutschen Stuhlverwalter in Bonn ihre Sitzgelegenheiten zurück. Die Kosten für den Stuhltransport trägt vermutlich die Staatskasse. Aber bitte, wo es um die deutsche Kultur im Grenzland geht, da wollen wir nicht kleinlich sein.

Gerd Angermann

Das „10. Deutsche Jazzfestival“ hatte allen Anlaß, seine Jubiläen zu feiern. Die Vielzahl der sich feiernden Institutionen aufzuzählen, ist kaum möglich. Und sie auch waren keineswegs der Mittelpunkt des Jubiläumsfestivals.

Auch die zahlreichen Reminiszenzen an die vergangene glorreiche Zeit blieben letzten Endes am Rande. Die eingeladenen Formationen der fünfziger Jahre oder deren noch greifbare Solisten wußten nicht mehr zu demonstrieren, als daß sie zum Inventar des Jazzmuseums gehören. Erstaunlicherweise allerdings blieb dieser Eindruck nicht auf die Oldtimer der deutschen Jazz-Szene beschränkt, sondern er traf in gleichem Maße die im Augenblick „führenden“ deutschen Ensembles, die Bands von Doldinger und Mangelsdorff, die im Grunde nur ihre nun sattsam bekannten Platten aufwärmten. Und er weist auch den drei Gigband-Attraktionen ihren Platz zu, die man lieber – bis auf Kurt Edelhagens „Allstarband“ – im guten Tanz-Band-Wettbewerb gehört hätte.

Alles dies trat so erschreckend deutlich zu Tage, weil der bewährte und abgeleierte Jazz-Zirkus mit einer neuen Musik, Jazz-Musik versteht sich, konfrontiert wurde. Was in den USA nun schon einige Zeit im Gange ist, von dem die deutschen Jazzer zum erstenmal sehr kraß durch den spektakulären Auftritt Ornette Colemans bei den „Berliner Jazztagen“ erfuhren – das wurde in Frankfurt nun durch deutsche Jazzer unüberhörbar eingeläutet. Eine neue Ära des Jazz.

Die jungen Revoluzzer, die daran beteiligt sind, wehren sich gegen die Herrschaft eines in sich verbrauchten und substanzlos werdenden Jazz, der zwar noch das Markenetikett „modern“ trägt, aber längst schon auf der Stelle tritt. Das heißt nicht daß damit sämtliche Kompositionen dieses „moderneren“ Jazz ihren Wert verloren hätten. Nein, sie behalten ihn. Aber sie müssen erleben, wie in jeder Kunst, daß sie dann verbraucht sind, wenn man sie als zeitgemäßen Ausdruck benutzen will. Die sechziger Jahre suchen nun einmal einen eigenen Stil. Zumindest im Bereich des Jazz.

In Frankfurt also wurde der deutsche freie Jazz, der „Free Jazz“ made in Germany, kreierte. Und da beim letzten Konzert auch zwei USA-Bands gastierten, das „Don Cherry Quintett“ und das „Charles Lloyd Quartett“, sich mithin Vergleiche anstellen ließen, war man erstaunt über die Feststellung, daß dieser junge deutsche Jazz nicht nur den Ausländern das Wasser hielt, sondern sie in seiner Ernsthaftigkeit und Überzeugungskraft bei weitem übertraf.

Das lag vor allem daran, daß die deutschen, besser deutschsprachigen, Musiker konsequent die Idee eines echten freien Jazzes verfolgen. Ihnen liegt nicht daran, wie Harold Lloyd „Free Jazz“ zu verkaufen. Ihnen geht es darum, ihrem ureigensten Empfinden den adäquaten, kompromißlosen Ausdruck zu gewinnen. Deshalb sind die überkommenen Gesetze von Rhythmus, Metrik und Harmonie für sie keine Bollwerke mehr. Ihre Musik hat sich jenseits dieser traditionellen musikalischen Ordnungsprinzipien angesie-



Foto: Hans Rudolf

delt und sucht ihre Verwirklichung im Klang und seinen unterschiedlichen Farben und im unrythmischen reinen „Ablaufen“ in der Zeit. Zwar spielen auch sie noch manche musikalische Figuren. Doch drängen diese Figuren nicht auf eine zum Prinzip erhobene Form. Vielmehr sind sie den Möglichkeiten des Anspannens und Entspannens angelehnt. Dadurch gewinnen sie den Charakter des Schwebenden, Bizarren und beinahe schon faszinierend Irrealen.

Ein neuer Gebrauch des Instrumentes ermöglicht diese fremden, neuartigen Klangfelder. Das Instrument nämlich wird nicht mehr benutzt klare Akkorde und Dreiklänge, reine Töne zu erzeugen, sondern es dient dazu, ein unbekanntes Klangreich zu erschließen, das einen verführt, es mit so oberflächlichen und nichtsagenden Wörtern wie „Jaulen, Dröhnen, Quietschen“ zu beschreiben.

Hat man sich jedoch in diese Klangwelt hineingewöhnt, merkt man im Nu, daß sich hinter diesen als Geräusch charakterisierten Klangfolgen eine virtuose und eindringliche Musikalität verbirgt.

Zuweilen gewinnt sie ihre Verwirklichung in einem durch und durch stimmigen Zusammenspiel wie beim Zürcher „Irene-Schweizer-Trio“. Hier ist jede Nuance auf die andere abgestimmt. Aus dem Trio hat sich ein Klangkörper gebildet.

Oder diese fremde Musikalität findet ein architektonisches Gehäuse. Gunter Hampel enttäuschte zwar in Frankfurt arg, aber er und sein früherer Trompeter Manfred Schoof verstehen, dem „Free Jazz“ bizarre, graphische Strukturen einzuzeichnen.

Einen anderen Weg geht das „Wolfgang-Dauner-Trio“. Es arbeitet mit den elektronischen Musikformen nach empfundenen Klangeffekten. In sein Frankfurter Stück schloß es spezielle Tonbandaufnahmen ein und ließ so erst aus der Montage heraus ein eigenwilliges Stück Jazz erscheinen.

Der wichtigste Musiker von allen aber dürfte in Peter Brötzmann, dem Wuppertaler Saxophonisten, gefunden sein. Er spielt sein Saxophon mit solch vitaler Vehemenz, setzt sich derart über die bekannten Saxophon-Vorbilder hinweg, daß dem Zuhörer kaum die Möglichkeit bleibt, sich dem faszinierenden Bann zu entziehen.

Längst nicht alle Kompositionen des „Free Jazz“ überzeugen. Aber in der Ernsthaftigkeit ihrer Suche demonstrieren sie den Jazz der nächsten Jahre.

Gunter Hampel hat ihre Arbeitsweise und ihr Ziel einmal so beschrieben: „Ich möchte einen Weg der freien Atonalität – also der Gleichberechtigung der Töne – bei swingender rhythmischer Gebundenheit finden. Durch unseren Ensemblegeist müssen wir uns der Mühe unterziehen, uns selbst zu erkennen, herauszufinden, wer wir sind, und auf diesem Wissen unsere Entwicklung und unsere Musik aufbauen. Wir suchen nach neuen musikalischen Wegen, auf denen wir die Erlebnisse und Eindrücke der Welt, mit der wir nun einmal konfrontiert sind, geistig und musikalisch verarbeiten können.“

Rolf-Ulrich Kaiser

Trotz einiger Dutzend von Jazzbüchern, die im Laufe der Jahre erschienen, ist soeben ein Buch zur Auslieferung gekommen, das für den Kenner Jazzbuch Nr. 1 in deutscher Sprache werden dürfte: „Jazz in Deutschland“ von Horst H. Lange, in dem erstmalig die Entwicklung von 1900 bis 1960 behandelt wird, unter Berücksichtigung der politischen Verhältnisse. Lange vermittelt eine im wesentlichen lückenlose Übersicht aller wichtigen Orchester, Solisten und Plattenmarken. Lediglich die musikalisch-stilistische Entwicklung wird etwas stiefmütterlich behandelt.

Kaum bekannte Tatsachen werden zum erstenmal im Zusammenhang dargestellt, auch das Kapitel Jazz und Drittes Reich findet eine sehr gewissenhafte Darstellung. Kurzum, hier möchte man laut bravo rufen. Die ersten Ragtimeplatten wurden bereits 1891 in Deutschland gepreßt. Große Elektrokonzerne gründeten frühzeitig leistungsfähige Plattenfirmen, ohne die eine Verbreitung des Jazz wohl kaum möglich gewesen wäre.

Mit dem Jahre 1920 setzt sich die neue Musik in Deutschland endgültig durch, wird aber nie populär. Ressentiments konservativer Kreise, die von „Niggermusik“ reden, verhindern echte Popularität. In Berlin spielten damals Dutzende von Kapellen, und das Jazz-Zeitalter wurde durch Gastspiele amerikanischer Kapellen eingeleitet, Originalübertragungen im Funk und eine umfangreiche Schallplattenproduktion sorgten für eine Verbreitung des Jazz. Im Hoch'schen Konservatorium zu Frankfurt entstand die erste Jazzklasse, der damit akademische Würden erreichte, und in den Großstädten entstanden die ersten Hot-Clubs.

Aus dem unpolitischen Jazz machten die Ultrarechten und Nazis ein Politikum, besser gesagt, sie reagierten ihre Unlustgefühle am Jazz ab, sprachen von „artfremder Niggermusik“ und erhielten Beifall vom stumpfsinnigen Kleinbürgertum. Im Jahre 1930 setzte der Nazi-Volkswirtschaftsminister Frick ein Berufsverbot für farbige Musiker durch, und drei Jahre später ertönte aus allen Lautsprechern Marschmusik. Hitlers braune Heerscharen hätten am liebsten pausenlos ins Wotanshorn geblasen, jetzt sollte die „volksverbundene Tanzmusik“ den Jazz ablösen, nur wußte niemand so genau, was volksverbunden war. Zeitweise wollte niemand mehr ein Saxophon in die Hand nehmen, weil es ein jüdisches Dekadenzinstrument sein sollte. Erst die energischen Einflüsse der Hersteller, auf die auch SA-Rabauken hörten, stellten diesen Unsinn ab. Aber von nun ab tauchten in den Cafés die Schnüffler der Reichsmusikkammer auf. Das Aufstehen beim Spielen war verpönt, angelsächsische Stücke ebenfalls, gestopfte Trompeten waren eine Huldigung an die „Plutokratien“. Da halfen nur Listen weiter: Englische Nummern wurden umgetauft, die Titel auf den Notenblättern abgeschnitten und das Ganze als eigenes Arrangement ausgegeben.

Im Oktober 1935 wurde der Jazz im Reichsrundfunk verboten, und nach der Olympiade kam auch der Swing in Mißkredit. Aber alle Maßnahmen steigerten die Beliebtheit dieser Musik nur noch. Im Krieg änderte sich die Situation. Da im besetzten Ausland der Jazz nicht verboten war, brachten viele Fans – inzwischen Soldaten für „Führer und Reich“ geworden – Platten nach Hause, die wie Reliquien von Plattenteller zu Plattenteller weitergereicht wurden. Ausländische Kapellen spielten auch in Deutschland „heiße Sachen“, und aus Devisen-

gründen spielten deutsche Kapellen Jazz für Exportplatten ein. Das hinderte die Gestapo nicht, Jagd auf Schüler und Studenten zu machen, die sich mit Jazzmusik beschäftigten und allein dadurch in den Verdacht gerieten, Gegner des Systems zu sein. Ein harmloses Autogramm aus Brüssel beispielsweise führte zur Beschlagnahme weiterer Post durch die Gestapo. Nach 1945 hörte jedes Risiko auf für Jazzfans, aber noch heute ist es in Deutschland schwer für professionelle Jazzmusiker. Deshalb wandern immer wieder Talente ab zur rein kommerziellen Tanzmusik, und die Jazzszene selbst hat sich vom Tanzcafé in den Konzertsaal verschoben. Der Jazz ist vornehm geworden, vielleicht zu vornehm . . .

★

Siegfried Lenz kann nichts für den Klappentext, der seinen Erzählungen einen falschen Zungenschlag mit auf den Weg gibt. Da ist die Rede von „schlaglichtartigem Ausschnitt, symbolhafter Verkürzung“, die ein aufmerksamer Leser vergeblich suchen wird. Denn was der anonyme Anpreiser schamhaft „nüchterne, beinahe lakonische Erzählung“ nennt, trifft die Sache schon viel eher. Die erzählerische Konstanz ist Lenzen Stärke. Ihr verdankt er einen breiten Leserkreis, der nicht durch artistische Stilexperimente geblufft werden, sondern fremde Schicksale miterleben will.

Nun ist bei Lenz die erzählerische Grundidee für die Überzeugungskraft wichtig, denn das Milieu zeichnet er stets mit gleichbleibender Routine. Die Titelerzählung „Der Spielverderber“ ist zwar gut gemeint, aber mißglückt, einfach weil sie unglaubwürdig ist. Ein Mann aus den Slums besitzt ein magisches Gedächtnis, das die Erinnerung an enteignete jüdische Hausbesitzer wachrufen soll. Das ist eine zu naiv angelegte Konstruktion, die man von einem Siegfried Lenz nicht erwarten sollte. Viele Fabeln wirken mühselig konstruiert, so die nichtsagende Geschichte eines Selbstmordes, für den kein Motiv erkennbar ist. Die Welt des schönen Scheins, wie sie die Werbung vorgaukelt, hätte für eine Satire gereicht. Aber Lenz ist kein Satiriker, und das gilt auch für einige andere Prosastücke. So bleibt nur der Trost, daß Lenz ein geographisch fixierbares Milieu zu zeichnen versteht, hier ist es meist Hamburg, seltener Ostpreußen. Die Welt der Schiffer liegt ihm am meisten, hier überzeugt er wie kein anderer Erzähler, der Hafen ist seine künstlerische Domäne. Wirklich überragend ist die Erinnerung an einen kaltherzigen Mann, der bei der Flucht aus dem Osten lieber (tote) Akten rettete als lebende Menschen und dessen Bemühungen sich als sinnlos erweisen. Hier hat Lenz das mörderische Pflichtbewußtsein, das falsch verstandene Preußentum moralisch verurteilt. Die Vorliebe für Randfiguren unserer Welt berührt sympathisch, nur sollte Lenz seinen spezifischen Ton, seine ihm eigene Strenge und leise Melancholie nicht zugunsten von Einfällen opfern.

Horst Hartmann

Horst H. Lange „Jazz in Deutschland“, Colloquium-Verlag Berlin
Siegfried Lenz „Der Spielverderber“, Hoffmann und Campe Verlag

Der Middelhaue Verlag hat in der Nachkriegszeit einige literarische Begabungen entdeckt, die heute, zum Beispiel Heinrich Böll und Paul Schallück, zu den führenden deutschen Autoren gehören. Nun legt der Verlag das Erstlingswerk „Laslinstraße“ des 22jährigen Autors Wilhelm Genazino aus Mannheim vor, das überrascht und aufhorchen läßt (211 S. Lw. DM 15,80). Erstaunlich bei der Jugend des Autors der Vorwurf und die Diktion des Buches, eine vielversprechende Entdeckung, zu der man dem Verlag gratulieren kann.

Laslinstraße: das ist die Welt des Alltags, das Leben in den Mietskasernen, ein Illustriertenalltag, ein Fernsehalltag, das ist Langeweile und Gleichgültigkeit, eine Welt, mit der sich der 19jährige Oberschüler Axel Degen stündlich auseinanderzusetzen hat. Es ist nicht nur die Enge der Wohnung, die ihn bedrückt, es ist auch das Verhalten seiner Eltern, das ihm zu schaffen macht. Sein Vater, ein Lodenmanteltyp und Pflichterfüller, „brauchte von seiner Frau nichts mehr als die Hemden“, sein Lächeln ist nur noch Stoff und Fahne, abends flüchtet er in die Scheinwirklichkeit der blauen Fernsehstunden. Axels Mutter, berufstätig, überbrückt die „stummen Stunden zwischen Mittagessen und Abendessen“ mit der Lektüre von Prospekten und Katalogen, die en masse portofrei ins Haus

geliefert werden. Teilnahmslosigkeit, Leere und Überdruß haben die Ehe der Eltern vergiftet. Auf dem Morast der Jahre im elterlichen Haus wächst der Entschluß, aus den Fangarmen der kanalisierten penetranten Illusionen auszuweichen und selbständig zu werden. Axel verläßt seine Eltern, gibt die Schule auf und sucht sich einen Job bei einer Bank. Da ist das Mädchen Elke, das er liebt, „Elke und ich waren unsere eigenen Hauptpersonen geworden“.

Genazinos Roman trifft genau die diffuse Oberflächlichkeit vieler heutiger Ehen und Elternhäuser. Zeitkritik ist unüberhörbar, kommt an, die Liebesbegegnung zwischen Axel und Elke wird wohl tuend unkompliziert und zurückhaltend geschildert. Unverkennbar ist der Einfluß Wolfgang Borcherts, mit dem sich der Debütant, wie der Klappentext mittelt, als Sechzehnjähriger leidenschaftlich beschäftigt hat, Beispiel: „ein verhungertes ausgemergeltes häuserschluchten-schluckender dünner kribbeliger Mann“ (S. 12). Diese Adjektivketten und Wortungetüme beeinträchtigen den Sprachfluß, die Originalität des Autors. Daneben gelangen ihm sprachliche Bilder, die eine außerordentliche schriftstellerische Begabung dokumentieren, Beispiel: „der Wind holperte herum wie ein Kasper“ (S. 6).

Hugo Ernst Käufer

Das Eiserne Kreuz am Ohrchen

Von Siegfried Freud

Amerikas Teenager schockieren die Erwachsenen. Aus unerfindlichem Grund sind plötzlich deutsche Eiserne Kreuze Mode geworden. Man trägt sie in Kleinausgabe am Ohrläppchen, als Blusenclip oder in Originalgröße zur Hosentasche heraus. Die Veteranen des großen Kreuzzuges gegen Hitler sind empört, deutsche Besucher der Staaten gucken indigniert. Inzwischen brachte man den Eisenkreuz-Geschmückten bei, daß diese Auszeichnung schon verliehen wurde, als ein Hitler noch gar nicht zu denken war. Die US-Teenager interessiert das offenbar wenig. Es ist nun einmal up to date, Eiserne Kreuze als Schmuck zu tragen, morgen werden es vielleicht Hammer und Sichel mit Blümchen sein. Unfug, Absicht oder tiefere Bedeutung?

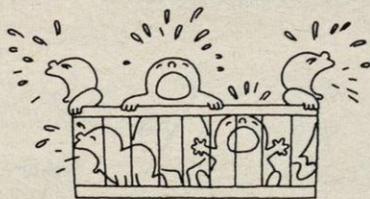
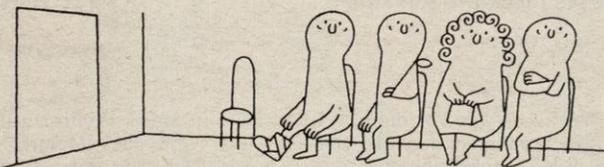
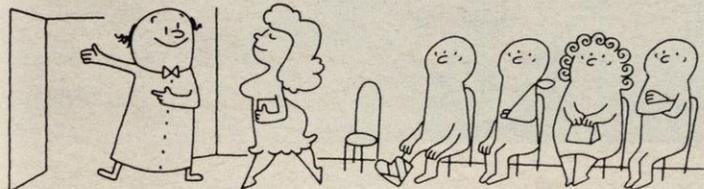
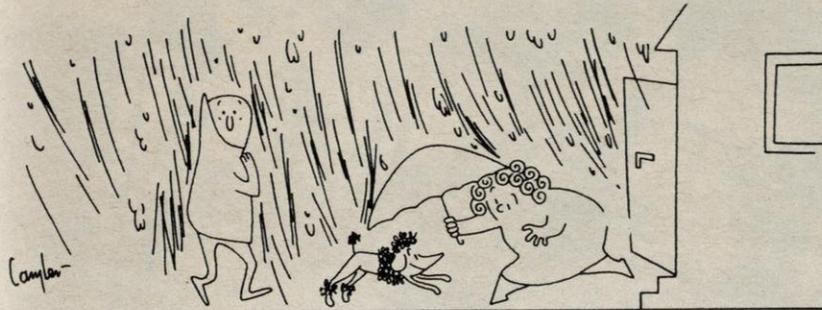
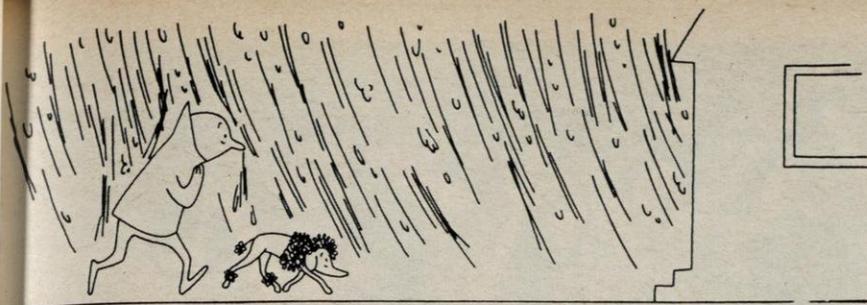
Wer sich in den Köpfen junger Menschen auskennt, kommt einigen Gründen auf die Spur. Die Nachkriegsgeneration hat einen Horror vor Sinnbildern. Sie tut alles, um die feierliche Symbolik der Erwachsenen und früherer Generationen möglichst abzuwerten. Das verträgt sich irgendwie sogar mit der geradezu naiven Anbetung aller Dinge, die „aus Großmutterns Zeit“ stammen. Das heißt: Omas alte Stadttasche und Oromas Spinnrad sind einfach wunderbar, aber Vaters Fahne und seine Kriegsauszeichnungen mag die Jugend nicht. Deshalb macht man sie ein bißchen lächerlich. Immerhin sind die amerikanischen Teenager noch patriotisch genug, dazu das deutsche

Eiserne Kreuz und nicht die US-Tapferkeitsmedaille zu nehmen.

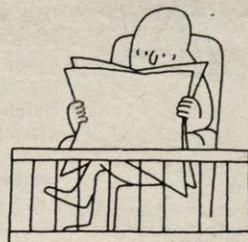
Doch Hand aufs Herz: Welcher Jugendliche in Deutschland würde heute – außer bei der Bundeswehr – noch eine Fahne grüßen? Wen beschleicht noch Ehrfurcht vor einem Bundesverdienstkreuz oder dem Lebenslauf eines mit Salutschüssen zu Grabe getragenen Generals? Kein Wachbataillon der Bundeswehr kommt gegen eine gefeierte Beat-Gruppe an. Beim Hohenfriedberger fängt es nämlich wieder an. Es gibt sicher Erwachsene, die darüber böse sind. Andere werden sich der Zeiten erinnern, in denen 18jährige von nichts Schönerem träumten als von einem Eisernen Kreuz möglichst um den Hals. Heute steckt man es sich eben ans Ohr – ohne Urkunde und vor allem ohne das Risiko, dafür den ganzen Spaß am Leben zu verlieren.

Und dennoch – ist es ganz überwunden? Da verlor unlängst eine Kompanie amerikanischer Soldaten – alles junge Menschen – ein Dutzend Kameraden bei dem Versuch, eine den Vietkong in die Hände gefallene Fahne zurückzuholen. War diese Fahne nur ein Stück Stoff oder schon wieder ein Symbol? Der Kriegsbericht, der das aufschrieb, betrieb leider keine Tiefenpsychologie. Und so wissen wir nicht, ob das Eisenkreuz am Ohrchen nur eine Zeiterscheinung oder der endgültige Verzicht der Jugend auf jegliche Symbolik ist.

...alle Scheiben im Schrank?



Campan



Alle Plattenfirmen wollen nur unser Bestes. Jedenfalls verkündigen sie das immer wieder auf den Hüllen der Platten, natürlich in englischer Sprache, wie's modern ist. Im Stile von „Das Beste aus Reader's Digest“ heißt es da: „The Best of The Kingston Trio“ – dazu braucht man gleich drei Langspielplatten –, „Duke Ellington At His Very Best“ – höher geht's wirklich nimmer!

Das Beste?

Leider will man uns hier meist weismachen, das Erfolgreiche sei auch das Beste. Nehmen wir eine LP wie die **Liberty-Scheibe** „The Best of Si Zentner“ (LST - 7427)! Ich kenne zwar bei weitem nicht alles, was die Bigband von Zentner eingespielt hat, aber ich bin nicht bereit, sein „Up A Lazy River“ – das ist ein auf eine Mischung von Beat und Bossa Nova getrimmter Evergreen – auch nur für das beste zu halten, was auf dieser Platte zu hören ist – trotz seines Riesenerfolges. Und die ganze Scheibe bietet dabei eigentlich nicht mehr als sauber gespielte Tanzmusik. Wer sich damit zufrieden gibt, kann sie beruhigt kaufen. Ihr Rhythmus schwingt, die Sätze kommen gestochen und sind gut instrumentiert. Aber wer noch den alten Si Zentner kennt, den Star-Posaunisten in berühmten, modern spielenden Jazzbands, der wird auf dieser LP all das vermissen, was jene Aufnahmen damals auszeichnete: Originalität und spontane Einfälle.

Besser

Nicht so reißerisch angekündigt wird die **Capital-LP** „The Nat King Cole Trio“ (K 83950). Der schwarze Sänger, dessen Tod im vorigen Jahre eine Welle von Wiederauflagen alter Erfolgsnummern brachte, war – was seine Verehrer der letzten fünfzehn Jahre meist nicht wissen – vorher ein qualifizierter Jazz-Pianist und leitete ein hoch geschätztes Trio. Aufnahmen dieses Trios aus der Zeit zwischen 1943 und 1949 sind auf der hier vorgestellten LP vereinigt, freilich – wohl um Nats spätere Anhänger nicht zu vergrämen – ausnahmslos mit langsamen Nummern und fast alle mit Gesang. Dabei hatte Nat „King“ Cole in der richtigen Erkenntnis, daß er gar keine volle Singstimme habe, ursprünglich nur Klavier spielen wollen und sich nur mit Mühe dazu überreden lassen, gelegentlich einen Refrain ins Mikrofon zu hauchen. Hierbei fiel dann aber die Faszination auf, die trotz fehlenden Stimmvolumens von seinem rauchigen Timbre und von der Weise ausging, in der er die Töne ansetzte, variierte und miteinander verband. – Auf dieser Neuauflage alter Trionummern ist jene Faszination übrigens noch stärker zu spüren als auf den späteren Superschnulzen mit Streicherbegleitung. Vor allem aber genießt man Nats Variationsbreite im Klavieranschlag und seine und des großartigen Gitarristen Oscar Moore ungewöhnlich melodische Improvisationskunst. Deswegen lohnt diese Platte den Kauf, auch wenn man die Abwechslung einer schnellen, swingenden Nummer vermißt.

Gut und preiswert

Für Freunde der Jazzmusik gibt es aber augenblicklich eine besonders gute Einkaufschance. **Philips/Fontana** räumen zur Zeit große Teile ihrer Lager von aufgestauten Jazz- und veralteten Unterhaltungsmusikplatten. Für 9,80 DM kann man da in den großen Warenhäusern z. B. solche LP's kaufen wie „Encore: Woody

Herman – 1963“ (852034 BY) mit dem kraftvollen und heißen Swing dieser erfolgreichsten Jazzbigband der letzten Jahre und mit einer Fülle einfallreicher und virtuoser Soli. Auch vom weit über Deutschlands Grenzen hinaus berühmt gewordenen Klaus-Doldinger-Quartett ist eine LP dort zu finden: „Doldinger live at Blue Note Berlin“ (P 48067 L), die in diesen Spalten schon einmal ihrer Qualität wegen gelobt wurde. Es lohnt sich eben hin und wieder, in den Sonderangeboten der Warenhäuser zu stöbern.

Wirklich das Beste – Die Schnulze wird umgebracht

In einem Fall ist übrigens die Lobpreisung „Das Beste“ wirklich angebracht: bei der **RCA-LP** „The Best of Spike Jones“ (LPM 10.013) mit ihrer umwerfenden Sammlung von musikalischen Grotesken, in denen das leider verstorbene Enfant terrible der amerikanischen Musikwelt, Spike Jones, der Schnulze den Garaus macht. Schnulze muß hier im weitesten Sinne verstanden werden: Sie reicht von der großen Oper über die „Ungarische Rhapsodie“ des Franz Liszt bis zum Schlager und zur Folklore. Spike Jones' Mord an der Schnulze geht beispielsweise so vor sich: In „Ich küsse Ihre Hand, Madame“ singen zunächst ein „wunderschöner“ Chor und ein Schmalzler vom Stil eines Gerhard Wendland zur Harfe die Melodie so kitschig, wie es im Film unter Liebesszenen üblich ist. Doch plötzlich macht sich eine Dixielandband rücksichtslos über die Melodie her, dazwischenheulen Sirenen, brechen Schlagzeuge zusammen, knallen Schüsse, schluchzt jemand. Und dann geht's zurück zur Schnulze: Der Chor singt, der Wendland-Epigone ebenfalls, aber dazwischengestreut dröhnen eigentümliche Posauntentöne und ein Bratpfannenglockenspiel, knistert Papier oder geschieht sonstwie Unerwartetes. In jeder der acht Nummern überraschen Euch unaufhörlich neue Einfälle. Es ist nicht nötig, Englisch zu verstehen, um diese Platte genießen zu können, aber es erhöht den Reiz noch, wenn man auch die Worte mitbekommt. Da wird zur Melodie des berühmten Strauß-Waltzers „An der schönen blauen Donau“ festgestellt, daß die Donau gar nicht blau sei, sondern grün. Da läuft zu Rossinis „Wilhelm-Tell-Ouvertüre“ ein Bericht über ein Pferderennen ab. Da verändert sich die Oper „Carmen“ in eine Farce. Diese „Carmen“-Parodie ist überhaupt das Glanzstück der LP. Hier überkugeln sich die Einfälle in Text und Musik, und man kommt aus dem Lachen kaum noch heraus. Das Bestechende an dieser Platte bleibt: Obwohl die Melodien gelacht, geschluchzt, gegurgelt und gegackert werden, auf Schiffsglocken, Hupen und anderen Geräuschinstrumenten ertönen, niemals wird dieser musikalische Humor platt oder geistlos. So sonderbar es nach dieser Beschreibung klingen mag: Dieses rasante Gemisch aus Geräuschen und Tönen ist in gleichem Maße kunstvoll wie erheiternd, und es ist – in einem recht tiefen Sinn – sogar gesellschaftskritisch: Spike Jones macht sich lustig über eine Gesellschaft, die in konventionellen Gewohnheiten und konventioneller Kunstauffassung erstickt. Wer eine regelmäßige Quelle der geistvollen Erheiterung für sich und seine Freunde sucht, der kaufe „The Best of Spike Jones“.

Euer Meggs

Kleine Geschichten vom großen Sport



Die kanadischen Indianer waren Vorbild für diesen Sport: Auf dem Hengsteysee bei Dortmund gewannen die 14jährigen Jungen des Bochumer KC die Eröffnungsregatta im Mannschafts-Kanadier
Foto: Horst Müller

Wenige Wochen vor der Fußball-Weltmeisterschaft in England fiebern die Fußballfreunde in aller Welt dem großen Ereignis entgegen. Mexikos Fußballverband scheint zu vermuten, daß England ein Dorado der Gangster ist. Nach dem sensationellen Postraub und dem beinahe tragikomischen Diebstahl des goldenen Weltmeisterschaftspokals, den dann ausgerechnet ein kleiner Hund in einem Garten ausbuddelte, scheint man in Mexico-City auf alles gefaßt zu sein. Man wollte es nicht riskieren, die 800 in London bestellten Abonnementskarten für mexikanische Zuschauer der britischen Post anzuvertrauen. Ein Kurier holte die Eintrittskarten im Werte von 220000 DM persönlich mit einem Sonderflugzeug in London ab. Abflugdatum und -zeit wurden streng geheimgehalten. Weder Gangster noch Gentlemen konnten zur Kasse bitten.

Ein tragisches Ende nahm der ehemalige Weltmeister im Mittelgewichtsboxen, Randy Turpin. Er wurde in seiner Wohnung in Leamington in England erschossen aufgefunden. Seine 17 Monate alte Tochter Carmen mußte mit Schußverletzungen ins Krankenhaus gebracht werden. Mord oder Selbstmord?, eine Frage,

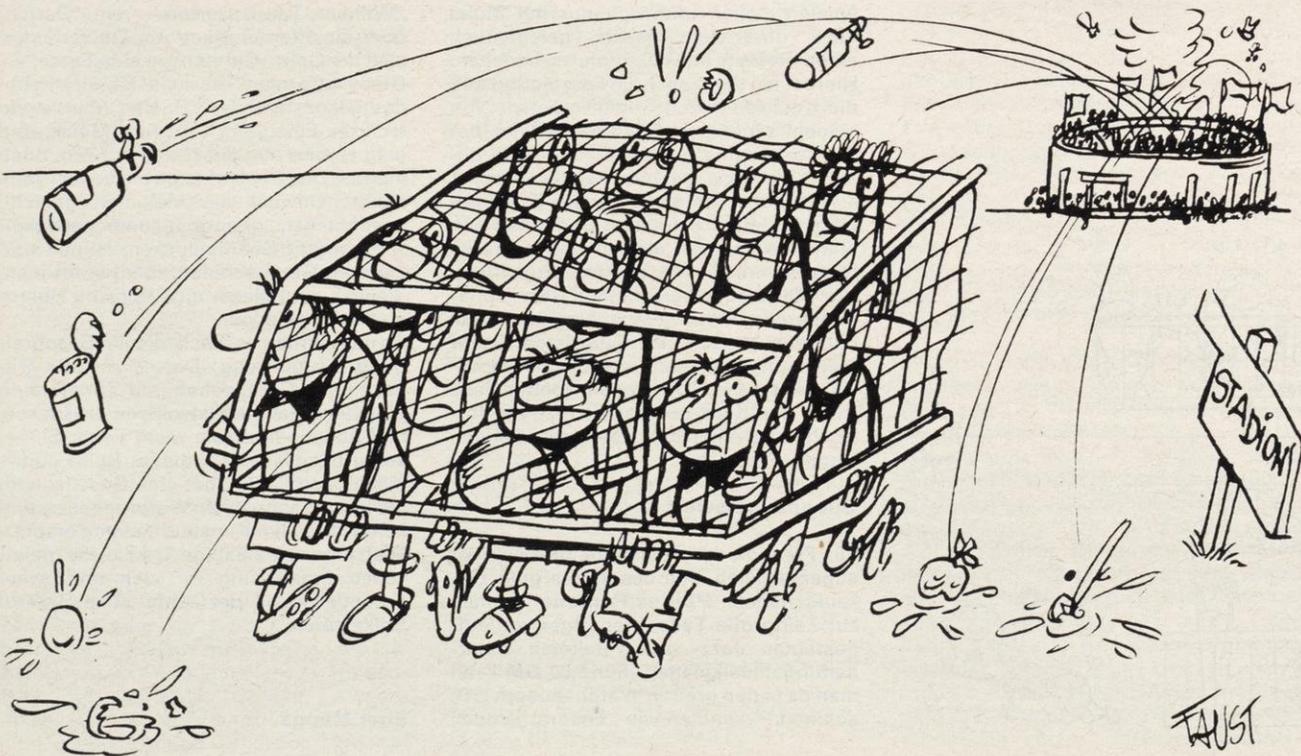
die wohl nie sicher geklärt werden wird. Freunde Turpins vermuten, daß er Selbstmord beging, denn von den 1,7 Millionen DM, die er sich nach seinem Titelgewinn von 1951 bis 1958 erboxte, blieb ihm kein Penny. 1962 leistete er den Offenbarungseid und sammelte zuletzt Schrott. Sein Schicksal erinnert an den riesigen Senegalesen Battling Siki, der 1922 Europas Boxidol Georges Carpentier den Titel eines Weltmeisters im Halbschwer-

gewicht abnahm. Wenige Tage vor dem Weihnachtsfest 1925 fand man den 28-jährigen Battling Siki erschossen im Rinnstein einer einsamen Straße in New York.

Einen schwarz-gelb-gestreiften Schlips darf nun auch Deutschlands Silbermedaillengewinner von Tokio, Harald Norpoth, tragen. Er lief in Hamburg die englische Meile (1609 m) in 3:58,8 Minuten

und schlug den Weltrekordler über 3000 Meter und 5000 Meter, Kipchoge Keino aus Kenia. Er schaffte damit als erster Läufer aus der Bundesrepublik die „Traummeile“, das bedeutet, diese Distanz unter 4 Minuten zu laufen. Der Engländer Roger Bannister, der vor Jahren als erster Mensch die „Traummeile“ schaffte, gründete einen „Club der Traummeiler“, dem jeder Läufer angehört, der diese Leistung schafft. Als äußeres Zeichen darf er eine ganz besonders schwarz-gelb gestreifte Krawatte tragen.

Nach dem Spiel



„Der Fußball-Weltverband kann schon einen neuen Pokal bestellen“, frohlockte man in Rio de Janeiro, als Internationale Mailand seinen Star Amarildo den Brasilianern für die Dauer der Weltmeisterschaft zurückgab. Erstmals seit zwei Jahren konnte so der „Wunderflügel“ Pele-Amarildo wieder zusammen spielen. Als man dann mit dem neuen Weltmeisterschaftssturm Garrincha, Servillo, Pele und Amarildo Chile in Rio nur 1:0 schlagen konnte, war man weniger optimistisch. Vielleicht kann die FIFA das Geld für einen neuen Pokal noch sparen. Denn nur wenn Brasilien, Italien oder Uruguay in London siegen, ist eine neue Trophäe fällig, weil sie das Land behalten kann, das den Pokal Jules Rimet dreimal gewonnen hat.

Auf Befehl ist der sowjetische Hürdenläufer Wjatscheslaw Skomorochow nicht angewiesen, um Höchstleistungen zu erreichen. Er ist taubstumm. Der 22jährige steigerte sich in den letzten Jahren von 16,9 auf 13,9 Sekunden im 110-Meter-Hürdenlauf und gilt als eine große Hoffnung der sowjetischen Leichtathletik für die Europameisterschaften in Budapest. Skomorochows Leistung ist doppelt erstaunlich, weil er bis vor kurzem von seinem Trainer im Ferntraining betreut wurde.

Willi B. Wange